

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 15 — Sonntag, 14. April 1935

Christ - Königs - Lied.

O du mein Heiland, hoch und hehr,
Dem sich der Himmel beugt,
Von dessen Liebe, dessen Macht
Die ganze Schöpfung zeugt.
Christus mein König, dir allein
Schwör ich die Liebe, lilierein,
Bis in den Tod die Treue.

Nicht alle Welt und ihre Pracht
Engel und Menschen nimmer,
O Herr, mich scheidet nichts von dir,
Dein eigen bleib ich immer.
Christus, mein König, dir allein
Schwör ich die Liebe, lilierein,
Bis in den Tod die Treue.

Du nur allein lebst nur in mir,
Brennst mir in Herz und Händen,
Laß mich entflammen alle Welt
Mit deinen Feuerbränden.
Christus, mein König, dir allein
Schwör ich die Liebe, lilierein,
Bis in den Tod die Treue.

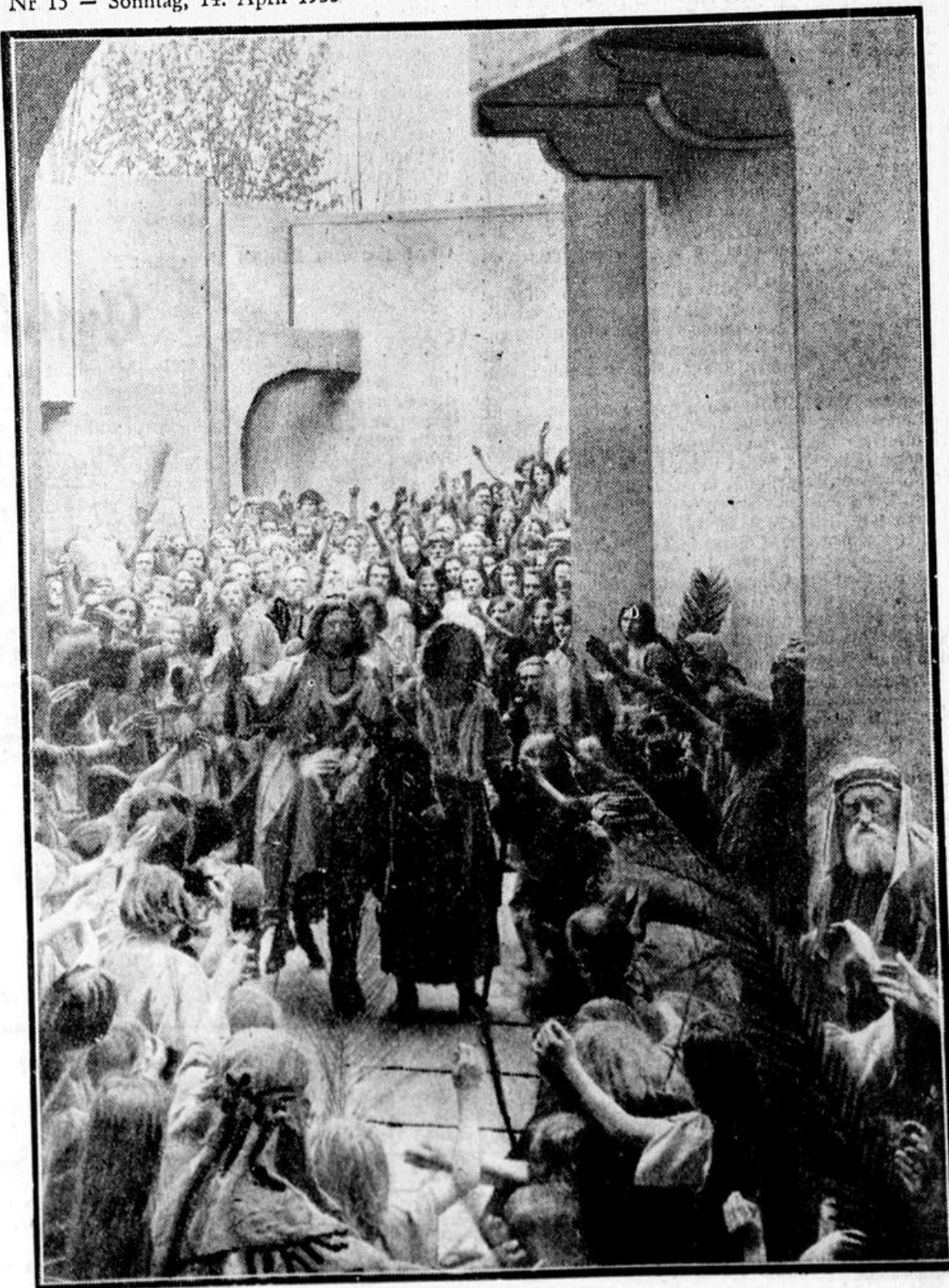
Erich Przybara.

Palmsonntag.

Kaiphass erhält Meldung über Jesu Einzug in Jerusalem.
Von Franz Johannes Weinrich.

Ich, Doktor Jehuda, Mitglied der zweiten Kommission zur Ueberwachung des Jesus von Nazareth, habe zu melden: der Aufenthalt des Ueberwachten — seine Tage sind verflucht! — war bis zu diesem Abend in Bethanien. Aber schon gestern, am 8. Nisan, wußten viele Festpilger, wohin er sich gewandt. Hätten sie nach unserem Gebot gehandelt — er wäre in unserer Hand und es geschähe nicht, was nun geschieht. Vielleicht beliebt es Ihnen, hoher Meister, auf dem Dache des Hauses meinen eigentlichen Bericht entgegenzunehmen. Es werden dort noch viele Stimmen mitberichten. Hören Sie das Geschrei und den Gesang wie von Chören? Klingt es nicht wie beim großen Hallel, wenn alle Priester der 24 Reihen singen „Lobet den Herrn“? Es ist dieses aber nur der Einzug des Jesus von Nazareth in die heilige Stadt. Ja, Sie haben recht gehört, hoher Meister: der Einzug des Verfluchten. Nein, wir können nichts unternehmen jetzt — das Volk umlagert ihn. Es würde jeden zerreißen, der die Hand nach ihm austrecken wagt. Lassen Sie mich nun erzählen, wie es zu diesem Unerhörten kam. Am späten Nachmittag war ich, mich zu erfrischen, hinausgegangen nach Bethphage auf das Landgut eines Freundes. Als ich mich wieder auf den Heimweg machte und bei den letzten Häusern des Fleckens angekommen war, sah ich zwei Männer. Der Mond leuchtete voll in ihre Gesichter und sie kamen mir merkwürdig bekannt vor. Und als sich beide — mit Bedacht, wie ich wohl merkte, — von mir abwandten, wußte ich, daß es Männer waren, die ich schon oft um den Jesus von Nazareth gesehen hatte. Sie lenkten ihre Schritte auf ein Haus zu und ich vermutete den Galiläer darin. Sie blieben aber an der Mauer stehen und machten eine Eselin los, die dort angebunden war. Das Füllen der Eselin sprang auf dem Weg herum. Die Männer wollten auch dieses, und sie schnalzten mit der Zunge. Da lief das Füllen zu seiner Mutter, aber es kamen nun auch Leute aus dem Hause. Wohin mit den Tieren? fragten sie die Fremden, und als diese sehr wichtigen Tones sagten: Der Herr bedarf ihrer, aber nicht lange — da verneigten sich die Eigentümer und ließen die Männer ziehen. Ich folgte ihnen, mehr als neugierig, sehr in Unruhe muß ich sagen. Zu Anfang dachte ich: der Verfluchte will uns entfliehen, er wird sich in irgend einem Schlupfwinkel verbergen und uns später wiederum zu schaffen machen. Doch als ich das Füllen, das eben noch lustig umhergesprungen, mit erhobenem Kopfe nun und stolz wie ein Pferd dahinschreiten sah, schien mir eine Flucht unwahrscheinlich. Ich verlachte mich selber, weil ich einem Esel mehr Glauben zu schenken geneigt war als meiner Vernunft. Aber dann schien es mir plötzlich, als sei der Nachthimmel eine ausgebreitete Schriftrolle, die einer in Händen hielt und ein anderer mit dem Mond beleuchtete, damit ich die Schriftstelle gut zu lesen imstande war, die da auf den Jesus von Nazareth und seine Esel Bezug haben mag. Ich wette, hoher Meister: der Galiläer kennt die Schrift nur zu gut und schickt sich an, sie wieder einmal zu „erfüllen“. Ich erlaube mir anzudeuten, daß die Untersuchungen der zweiten Kommission sich auch auf diese Manier des Nazareners erstrecken, damit die Anklage entsprechend ausgebaut werden kann.

Wir waren unterhalb des Weges angekommen, der auf der Höhe des Ölberges hinläuft von Bethanien nach Jerusalem. Da hörte ich ein Brausen über mir, Lärm und Geschrei von vielen Stimmen. Die Männer trieben die Tiere zu größerer Eile an, auch ich ging schneller. Als ich oben ankam, war der Weg, soweit ich im Mondschein sehen konnte, voll von erregten Menschen. Ich hatte nicht mehr auf die Eseltreiber geachtet und so kamen sie mir aus den Augen. Aber dann, als ich von neuem nach ihnen Ausschau hielt, sah ich um Haupteshöhe über der Menge den Galiläer. Ich stieß mich vor und sah durch die Kette der Jünger, die ihn umgab: er saß auf dem Füllen; die Eselin stand umheritten daneben. Er schaute mit fernem Blick über die vielen



„Palmsonntag“ — Einzug Jesu in Jerusalem

Photo: Oberammergauer Passionsspiele 1934

hin und alle schwiegen. Da, plötzlich, trabte das Füllen los, man hörte die Hufe stampfen, so still war es. Und dann schrie eine Stimme: Herr, hilf uns! Und tausend Stimmen fielen ein im Chor: Herr, hilf uns! Ich kniff mich in die Wangen, ich biß meine Lippen und fragte einen, der neben mir ging: habe ich recht gehört, Freund? Aber der sah mich nicht an und brüllte unentwegt mit den anderen: Herr, hilf uns! Da ist kein Zweifel, hoher Meister — die Menge machte die heilige Bitte des Laubbüttenfestes, die zugleich ein großer Lobgesang ist, zum Straßengesang, noch schlimmer: zur Gotteslästerung. Ich sah vorwärts und rückwärts — keiner schrie die Bitte an den Himmel: alle wandten den Kopf oder reckten ihn vor zu dem Eselreiter. Ihn allein schrien sie an, ihn meinte ihr Ruf, und der hörte nicht auf. Der Reiter war in einer Wolke von Schreien und er dünkte sich wie unser Gott Jahve, denn er schwieg wie dieser. Ich blickte mich um, ob nicht ein Römer am Wege, der den Ruf hörte und zum Unheil Israels richtig verstand: Herr, hilf uns gegen die Fresser unreinen Fleisches, gegen die Unterdrücker, gegen die Bildmacher und Bildanbeter; mach unsere Arme stark, mach deinen Bund mit uns wahr, und wir werden sie und ihre Maschinen, die einhergehen und fahren strotzend von Kraft, von Saron hinabstürzen ins Meer. Denn dies alles ist in dem Ruf, und damit zehntausend Ungelegenheiten und zehntausend Gefahren für den Tempel, den Hohen Rat und das Volk. Doch der Ruf war nicht alles. Die Menge zauberte ganz ein Laubbüttenfest außer der Reihe und Ordnung. Zweige ritz sie von Palmen herab und schwenkte sie grüßend vor ihm. Sie taten, wie man ihnen, hoher Meister, zu tun pflegt, wenn Sie am Versöhnungstage zum Tempel gehen, einzutreten ins Allerheiligste dort und mit Jahve zu sprechen an diesem einen Tag: sie legten ihre Mäntel auf den

Weg des Reiters. Alles legte sich ihm zu Füßen, auch der Mond. Auch ich war verzaubert, aber nur kurz, denn ich hielt's an der Zeit, dem Wahn ein Ende zu machen. Ich drängte mich näher an den Reiter heran und sagte — die Drohung konnte er nicht überhören: Meister, schelten Sie Ihre Jünger! Er aber antwortete: Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien! und sah mich nicht an.

Und dann ging der Zug weiter und wieder schrien die Wahnsinnigen: Herr, hilf uns! Und von der Stadt kamen andere in großen Scharen, die ihn mit dem Fortgang des großen Psalms begrüßten: Gebenedeit, der da kommt im Namen des Herrn! Da, hören Sie selbst, hoher Meister. Der Tempeldienst geschieht nicht mehr vor Jahve, dem Unsichtbaren — man verrichtet ihn vor diesem Menschen Jesus, das große Hallel wird zu einem Gassenlied!

Ich hasse den Galiläer, ich hasse ihn, weil sein Name gepriesen wird in der Stunde, da ich den Untergang unserer Stadt gesehn. Ich hasse ihn, weil er mich den Untergang erkennen gelehrt, sondern seine Henker, die Menschen um ihn, seine Apostel und dann der tröstende Engel in der Nacht von Gethsemane . . .

„Die Marter unseres Herrn“, erschienen im Verlag Herder, Freiburg.

Heinrich Luhmann:

Torgfuren Müllner.

Beglänzt und erhellt vom Widerschein ihrer eigenen Güte so sehe ich das Bild der Mutter am liebsten vor mir. Und das war auch ihr wahres Wesen: Stille und Sanftmut, Besinnlichkeit und Sichvergessen, ein bedachtamer Ernst, der auch immer in lächelnde Freude und helle Lust sich lösen konnte. Doch ich habe sie auch oft stark, mütterlich, gelehrt! Dort wo es nicht nach der Kraft der Muskeln geht, ist die rechte Frau manchmal dem Manne auch im Handeln und Tun nach außen über. Es muß nur immer ihre Seele dabei sein, und die hat bei meiner Mutter allzeit das meiste zum Gelingen eines Wertes getan, ob sie nun im Frühjahr das erste Pflänzlein in die Erde setzte, die letzte Nadel aus dem fertigen Strickzeug zog, oder ob sie uns in einer Nacht, als der Tod den Bauernwagen lenkte, vor Sturz und Verderben bewahrte.

An dem Unheil jener Nacht, das sie mit Hingabe ihrer letzten Kraft abwehrte, ist meine junge Tapferkeit, die sich geschickt und tüchtig bündelte, schuld gewesen — siehe ich wieder alles vor mir, dann umfließen mich die Wunder dieses späten Maiabends mit Duft und Glanz, am Ende aber verjährt alles vor der Tat der Mutter, und jetzt im Nachhinein gelten die kleinen Wunder des Frühlings nichts gegen das Wunder ihrer Liebe.

Fern in einem Dorf zur Haas hinaus waren wir zum Hausrichten geladen gewesen. Wenn ein Wert des Vaters, Hausstätte oder Fruchtbarkeit, bis zur halben Vollendung gediehen war, Spiere und Balken gelegt waren und das Dach gehoben werden sollte, da mußte zu dem Festtag auch die Mutter dabei sein. Diesmal war es ein Bauernhaus, das sich breit und hoch auf fatter Borden erhebt und in die Wipfel der Eichenbäume wuchs, als wolle es wieder mit ihnen, die sein Holz gegeben, zusammenwachsen. Wir waren am frühen Morgen von Hause fortgefahren, der Vater, die Mutter, der kleine Bruder und ich. Vello, der Getreue, das Pferd des Nachbarn an der Weiche, immer zu Vaters Diensten bereit, zog uns durch die erwachende Welt, silbrige stille Straßen zwischen Feldern, Wiesen und Büschen hin, die Haas hinauf. Ich bin noch ganz schlafbehangen gewesen diese Fahrt und erwachte erst, als wir unter den Eichen hielten. Nun gab es einen feierlichen, lauten, lustigen Tag. Am späten Abend, als die Lust mit Trinken und Tanzen noch klang, sind wir heimgefahren. Der Vater konnte nicht mit zurück; am andern Morgen, zu halber Nacht, sollte die Arbeit beginnen, damit vor der Amt alles beendet sei. Er begleitete uns eine Strecke Weges, tief ins Feld hinein, und führte uns auf die Straße, die sich leise abwärts wendete. Dort nahm er Abschied.

„Ich lenke“, prahlte ich, „Mutter kann ruhig das Brüderchen im Arm halten.“ Er warf mir lachend die Fäustel zu, ging ans Stell nach vorn und klopfte des Tieres Hals: „Mach es gut, Vello! Auf Wiedersehen in drei Tagen! Die Schängel zieh ich selbst, Dunge! Und der Eierfuchsen am Sonntag, Mutter.“ Das hörte ich noch. Es klang verhaltene Sehnsucht mit, ein Trost, den man sich selber gibt. Mutter winkte ihm schweigend nach. Er stand wohl noch immer am Rande des Kornfeldes, wo der Richtpfad von der Straße abgeht.

Ich freilich konnte mich nicht nach ihm wenden — ich hielt die Fäustel des sehr wilden Tieres und lenkte den Wagen. Da, sehr wild wurde nun plötzlich in meiner Anablenphantasie das Pferd im Stell vorn. Ach, der alte, gute, müde Vello, der jahm wie ein Lamm, treu wie ein Hund, verkehrend wie eine Menschenseele und matt wie ein Greis war! Ganze Jungengenerationen hatten auf seinem Rücken geritten, immer war er willig, über die eigene Arbeit seines Herrn hinaus noch am Feierabend dem kleinen Mann den Pflug zu ziehen oder seine spärlische Frucht heimzuführen.

Vello trachte jenen Abend in müdem Fotteltrab und sehnfüchtig nach dem Stall verlangend heim. Dies Tempo wurde mir in meinen aufgeschauten Sinnen, die sich in jener Zeit von Krieg und Reiten, Fahren und Jagen nährten, zum heutigen Eilen und Vello zum wilden Hengst — ich aber würde ihn in der Gewalt der Fäustel behalten! Das war ich der Mutter und dem Brüderchen hinter mir schuldig. So zerrte und redte ich. ann an der Leine, daß das arme Tier, solchen Pensens ungewohnt, mit unruhig erhobenen Kopf unter den blühenden Bäumen hintrabte. Die Mutter, als sie die kleine Aufregung Vellos erkannte, loderte die Leine.

„Du quälst das Tier“, sagte sie mit leisem Vorwurf. „Laß die Fäustel hängen, es findet schon heim. Sieh nur, wie schön es in der Welt ist.“ Ich folgte nur halb ihrem Befehl und sah nur mit einem Auge die Pracht der Erde und des Himmels. Ueber dem schwelgenden Korn schwamm die Silberlust des Mondlichts in ruhigem Fließen hin, zum Himmel wurde der Schein lichter und heller, und das Gestirn selbst hing ganz im Glanz seines eigenen Lichtes, groß und herrlich über der Nacht. Alle Bäume, die an der Straße und die in den Gärten, standen in feierlicher Ruhe und hielten ihre Kronen, große, blühende Sträucher, in das rieselnde, silbrige Licht.

„Schön!“ sagte die Mutter wieder. Sie hatte die Hände um das schlafende Brüderchen geschlungen und sah unentwegt hinauf. An diesem Abend hat sich die Schönheit eines Dichtervortes zum ersten Mal in meine Seele gelegt, und wenn ich die Verse von Venau spreche, dann klingt immer noch etwas mit von dem süßen Erbauern, mit dem ich sie in mir klingen hörte und der Mutter hinlachte, indes Vello mit bedächtigem Trab den Takt auf der weißen Landstraße schlug und die Räder gemächlich gingen:

Viellich war die Maiennacht,
Silberwölken flogen,
Ob der holden Frühlingspracht,
Freudig hingezogen.

Nach aber waren mir Fäustel und Pferd, die ich nicht nur in Anabenträumen, sondern wirklich lenkte, mehr als Stille und Mondlicht.

„Hurte, hurte, hopp, hopp, hopp,“ zitierte ich jetzt und rief wieder wader an der gestrafften Leine.

„Nicht“, gebot die Mutter, „Vello kann es nicht haben, sieh, es schmerzt ihn, wie du ziehst und zerrst!“ Sie wollte mir die Leine nehmen und mit ihrer sichern Hand selbst führen, wie sie es wohl als Kind getan. Aber da ich die kleine Bruder plötzlich auf, hell und schneidend. Nun galt alle Sorge ihm.

„Wo ist es?“ fragte sie und beugte sich über ihn, den der Schmerz zuckend rief. „An der Seite?“ Er hörte nicht auf zu jammern. Sie bettete ihn in ihren Schoß und gab ihm alles, Liebe mit streichelnden Händen, mit tröstlichen Worten und mit warmem Rande, der die Kindertränen fortwuschte.

„Guter Vello, sei dich“, rief sie dem Tiere zu, als des Bruders Weinen sich nicht legte. Der Getreue verstand sie augenblicklich und setzte zu schnellerem Trab an. Der Weg fiel härter, der Wagen lief von selbst, fast drängte er das Tier vorwärts, das die knochigen, müden Beine flappernd und in Qual gegen die Stellbäume warf. Wir wurde dies müde Rassen in meiner Phantasie wieder zu wildem Feuer; nun von der Mutter, die

ihre Not mit dem Bruder hatte, nicht mehr beobachtet, straffte ich die Fäustel, legte mich hinein, rief rechts und links, links um rechts, gab keinen Augenblick Ruhe, weil ich mir einbildete, Herrschergewalt zeigen zu müssen, wo ich selbst beherrscht wurde.

Der gute Vello geriet in immer größere Unruhe, der Schaum pflöte an dem Gebiß, das ihm unerträgliche Qualen bereiten mußte, das Stell schloß ihm, der sich im Fäustel zurücklegte, in die Haken und schlug sie wund, und endlich, als ich noch immer nicht zur Vernunft kam, die Mutter aber ganz dem Schmerz des Bruders hingegeben war, suchte sich das gebeugte Tier mit ein paar rachen Sähen zu befreien. Er rief den Kopf nach unten — die Leine glitt mir aus den Händen — und fiel mit der ganzen Kraft seines schweren Leibes mit einem plötzlichen Aufschrei in den Schwengel, daß der Verstoß sich löste — nun war es völlig frei von meiner Führung und von dem Wagen. Langsam drängte es sich aus dem Stell heraus. Ich ahnte noch immer kein Unheil, der Aufschrei der Mutter erst weckte mich.

„Gott im Himmel, wie fahren in den Abgrund! Vello, halt!“ Nun sah ich die Tiefe zu beiden Seiten der Straße. Schimmerndes Mondlicht füllte sie aus. Wir waren auf der Höhe des Homborges. Der Weg vor uns fiel steil ab. Der Wagen schloß. Vello hing nur noch mit einem Riemen im Stell. Nun mußte er auch den abstreifen.

„Vello — guter Vello, halt!“ Er hörte nicht. Das sonst so treue, kluge Tier schien völlig von Sinnen zu sein. Den Kopf zwischen den Fäusteln, fürzte es weiter.

„Mutter.“ — Da, ehe ich es begriff, fühlte ich mich zurückgedrängt. Der kleine Bruder lag auf mir, die Mutter aber ließ

Groteske von Rudolf Presber:

Unhillme Wissenbrennung.

Ich fand in der Zeitung diese Ueberschrift und darunter eine Anzeige: „Unterricht: Wie werde ich energisch!“ — Oh, wie interessant! Ich hatte gerade in letzter Zeit ein bißchen unter heftigen Depressionen gelitten. Also las ich begierig weiter: „Systematische Anleitung zur Schulung des persönlichen Mutes und zur Kräftigung der Energie. Leicht faßliche, praktische, interessante Methode. Amerikanisch. Sechste Ausgabe. A. M. Webster, Professor aus Philadelphia.“

Schwer nervös und abgearbeitet, wie ich war, begab ich mich in das Haus des Herrn Professor Webster.

Er wohnte unsreulich und beschränkt. Man mußte einen sehr langen Korridor durchschreiten, der schlecht erleuchtet war und auf dem Glascherben herumzuliegen schienen. Aus einem Zimmer, an dem ich mich vorbeistrafte, klang wütendes

Holder Tag.

Es war vielleicht ein Hauch, ein Blick, ein Wort, — Raum könnt ich sagen, war sich heut begeben:

Ein leises Glück ist da, ein Schmerz ist fort,
Wie zauberbrecht ist heut der Gang durch's Leben!

So leicht, als führe mich des Vaches Lauf,
Als träge mich des Windes zarte Schwingen.

So leicht, als flöge all mein Sorgen auf,
Wie eine Wolke blauer Schmetterlinge.

Frida Schanz.

Gundebell. Es roch auch nach Tieren, scharf und unschön. Alles erinnerte an den Zoo bei Nacht.

Das Zimmer, in dem ich mit Herrn Webster am Ende dieses fegeballartigen Korridors landete, ging nach dem freien Feld hinaus. Es war, wie mache Spielzimmer kleiner Kinder, vor den Fenstern mit einem gebuchteten Gitter versehen. Anionisten machte es mit seinen rissigen Tapeten und seinen vier wackeligen Stühlen um einen klobigen Tisch voll alter zerlesener Zeitchriften den Eindruck eines unbefuglichen Wartesaales. Der Geruch war nicht schöner als auf dem Korridor.

Herr Webster, ein robuster, rothaariger, schlecht rasiertes Herr, Mitte der Vierzig, hatte nur Hemd und Hose an. Um den Halsband trug er einen Riemen, in dem, was mich befremdete, ein Gummistück steckte. Seine Rüge waren verwirrt und nicht eigentlich sympathisch. Die fehlenden Vordere Zähne machten seine Sprache unbestimmt und seine Unterhaltung leucht.

„Ich erteile nur praktischen Unterricht“, beehrte mich der Professor aus Philadelphia. „Die Stunde kostet fünf Mark. Dieser Betrag ist — ich habe schlechte Erfahrungen gemacht — im Voraus zu zahlen.“

Ich verneigte mich zustimmend und legte, da ich kein Fünfmärkstück hatte, einen Zehnmarktschein hin.

Herr Webster überließ den Mehrbetrag, steckte den Schein ein und sprach weiter: „Ich halte mich mit der Theorie nicht auf. Theorie ist Unnütz. Lehrbücher sind Bodmüll. Meine Methode ist rein praktisch.“ — Auch hierzu nickte ich zustimmend.

„Sagen Sie sich dort auf den Stuhl!“ Er hatte keine besonders freundliche Art, seine Anordnungen zu treffen. „So, wir beginnen mit einer kleinen orientierenden Nerventprobe.“

Er öffnete die Tapetentür, und zwei alte Räder von großer Abseuflichkeit, wohl dieselben, die ich vorher hatte bellend hören, kamen wie verrückt ins Zimmer gefegt, heulten und stießen die Räder. Beide waren schwarz, von unbestimmbarer Größe, von der Größe starker Bluthunde und hatten helle, tüdliche Augen.

Der Professor zog seinen Gummistück und schlug erst dem einen, dann dem anderen kräftig über den Rücken. Geulend verzogen sich die Bestien in die Ecken. Ihre weißen Eckzähne leuchteten aus dem Dunkel.

„Das lassen Sie sich nur von mir gefallen“, sagte Mister Webster belehrend, „einem anderen möchte ich es nicht raten! So, und nun lasse ich Sie mit den Tieren allein und gebe Ihnen ein Buch, in dem Sie lesen können, lesen soll es. Auf der Seite, die noch nicht unterschrieben ist, bitte ich Sie dann zu unterschreiben.“

sich auf dem Boden fallen, froch, vorsichtig tastend nach vorn; auf dem schlagenden Stell hin, suchte den Schwengel, griff ihn fest, ließ sich langsam zurückgleiten — das Tier fühlte die sichere Hand und maßte sich — nun war wohl alles gut! Die Mutter suchte den Haken, um den Schwengel wieder daran zu befestigen. Aber der Haken war abgebrochen. Räh muß unter dieser Erkenntnis Schwäche über sie gekommen sein. Das gequälte Tier rief wieder an. Doch sie durfte den Schwengel nicht aus der Hand geben! Sie hielt die Wagenringe. So, halb auf dem Bodenbreit, halb auf dem fliegenden Stell liegend, war ihr Leib die lebendige Klammer, die Wagen und Pferd hielt.

Der Abstieg dauerte eine halbe Stunde, wir sind wohl in wenigen Minuten auf die ebene Straße gelangt. Aber da fing ihr Geldbeutel erst an: das Tier kam auch hier noch nicht zur Ruhe, es raste weiter in seiner irren Qual, und war auf dem fallenden Weg der Wagen von selber gefolgt, nun mußte er gezogen werden — und dein armer Leib, der ausgespannt zwischen der Kraft des Tieres und der Last des Wagens hing, zerriß, gestoßen, dein armer Leib, Mutter, hielt uns, hielt uns . . .

Wie lange? Ach weiß es nicht mehr. Ach höre nur noch den Bruder schreien. Und ich höre aus dieser Stunde kein gutes, mildes Trösten, oder was es Veten?

„Und — Vello, guter Vello!“

Und dann hat das Tier gehalten, mitten auf der Straße, und wie erwacht aus ihrem Traum, hat es sich mit seinen großen Augen, darin etwas wie ein stummes Bitten um Vergebung stand, zu uns hingewandt . . . ich weiß noch — wir sind alle abgestiegen.

Aus dem Buch „Seimkehr“: dieses neue Werk (bei Herder Freiburg im Breisgau) des Erzählers Heinrich L u h m a n n wird seinen Namen als den eines mährchenhaft feinen und auch wieder volksmäßig kräftigen Dichters vertiefen!

„Was denn — unterschreiben?“ fragte ich, während ich den Blick nicht von den tödlich hurenden Rädern abwandte.

„Sie werden schon verstehen. Reden Verstand, sich vom Stuhl zu bewegen, würden die beiden als Fluchtwillen auffassen und mit sofortigem Angriff auf Sie beantworten. Konzentrieren Sie Ihre Gedanken also darauf, daß Ihnen nichts geschieht, wenn Sie Ihre Bewegungen aufs äußerste einschränken. Unterschreiben können Sie — hier ist ein Bleistift — und schreiben Sie deutlich . . . Auf Ihre Plätze!“ herrschte er die Kunde an.

Und schon sah rechts und links von mir auf einem der Zimmerstühle eines dieser weißen Weichhölzer. Herr Webster aber verließ mit den Worten „Ich sehe später wieder nach“ leuchtend das Zimmer.

Wir trat der Schweif aus allen Poren. Die süßen Räder ließen mich nicht aus den Augen. Der eine kurrte bedrohlich, der andere legte sich die tiefenden Leizen und zeigte mir das Achtung gebietende Gebiß.

Ich blätterte zitternd in dem Buch auf meinem Schoß. Es war gefüllt mit lauter Anmerkungschriften für die Methode des Herrn Webster aus Philadelphia. Alle — teilslich war-schrieben — vorgezeichnet und von derselben feilen Schöndrill aufgezichnet: „Ich beächtige hierdurch, daß die Methode des Herrn Professor Webster aus Philadelphia zur Erhaltung des persönlichen Mutes und der Nerven mit von einzigartiger Vortrefflichkeit erscheint; und daß ich selbst durch die praktischen Übungen schon nach kurzem Unterricht meine Energie in unschätzbare Weise gesteigert fühle.“

Da nahm ich den Bleistift und schrieb meinen Namen.

Nach einer Viertelstunde etwa trat der Mister aus Philadelphia, den Gummistück in der Hand, wieder ins Zimmer. Und die Bestien entflohen hurend in die Ecken.

Ich überreichte ihm das Buch, verbeugte mich wortlos und versprach, in meinem Bekanntenkreis für ihn und seine Methode eifrig zu werben.

Was hiermit geschrieben sein soll. Persönlich wiedergekommen bin ich nicht. Außer der „ge-füllten Energie“ und dem „geschulten persönlichen Mut“ habe ich nur F i o r e mit nach Hause gebracht.



DRB-Bild.

Vorbereitungen zum Osterferien.

Wenn es zum Osterferien geht, muß doch wenigstens das Rädchen ganz sein. Klein-Glücken gibt sich die größte Mühe, es selbst in Ordnung zu bringen.

Die Dächer sind das Antlitz der Städte

Von Jörg Behler.

Der gewaltige Film der deutschen Volkwerdung, Triumph des Willens ist nicht nur als Ganzes ein einzigartiges Erlebnis, sondern auch in seinen einzelnen Teilen geradezu eine Offenbarung bildhaften Schaulusts. Das spürt man erst, wenn die innere Erregung abgeklungen ist, und die Erinnerung nach den einzelnen Bildern sucht, die sich zu dieser grandiosen Einsonie nationalsozialistischen Willens zusammenfügen. Wunderbarer Anblick: der Flug des Führers nach Nürnberg. Wie aber wird uns hier diese alte deutsche Stadt zuerst vorgestellt. Aus grauem Grunde wächst ein dunkler Fleck, ein Ziegenbock, das noch kein erkennbares Antlitz hat. Es muß eine Stadt sein. Wir sehen es an den dunklen Linien der Landstraßen und Schienenstränge, die der grauen Masse zustreben. Auf einmal taucht der gewaltige Vogel, wie ein Habicht über seiner Beute kreisend, tiefer. Unter uns brechen sich Türme, Giebel, Dächer. Zunächst fast verwirrend. Aber da taucht der fünfseitige Turm der Burg auf, die spitzen Türme der St. Lorenzkirche und dann die charakteristischen Giebel und Dächer der Altstadt, die nicht zu verkennen sind, und wir schauen der alten Reichsstadt mitten in ihr strahlendes Angesicht, das sich uns hier fast eindrucksvoller bietet, als wenn wir durch ihre Straßen wandelten.

Und dennoch haben wir eigentlich nichts als Dächer geschaut. Wie wenig wir Menschen doch oftmals nachdenken. Nichts als Dächer! Als ob sich diese Dächer gleichen wie ein Schrottopf dem anderen! Man braucht nur einen Flug über Nürnberg mit einem Flug über Berlin zu vergleichen, um sofort zu wissen, daß diese Dächer neben ihrer Zweckbestimmung von dem Boden und der Geschichte geformt wurden, weil sie von Menschen gestaltet wurden, die im Laufe der Jahrtausende, Jahrhunderte oder auch der letzten Jahrzehnte in jenen Orten siedelten. Die Dächer der mittelalterlichen Giebel und der verträumten Kleinstadtdächer ist so recht das Brevier eines Epigonen, und diese Dächer sprechen eine ganz andere Sprache als das nüchterne Flachdach eines Geschäftsbaues oder einer großstädtischen Mietkaserne. Der Giebel eines westfälischen Bauernhauses blickt uns anders an, als das feindelschwere Dach eines Schweizerhauses. Einen wuchtigen Eindruck vermitteln uns auch die Dächer der Industriebauten.

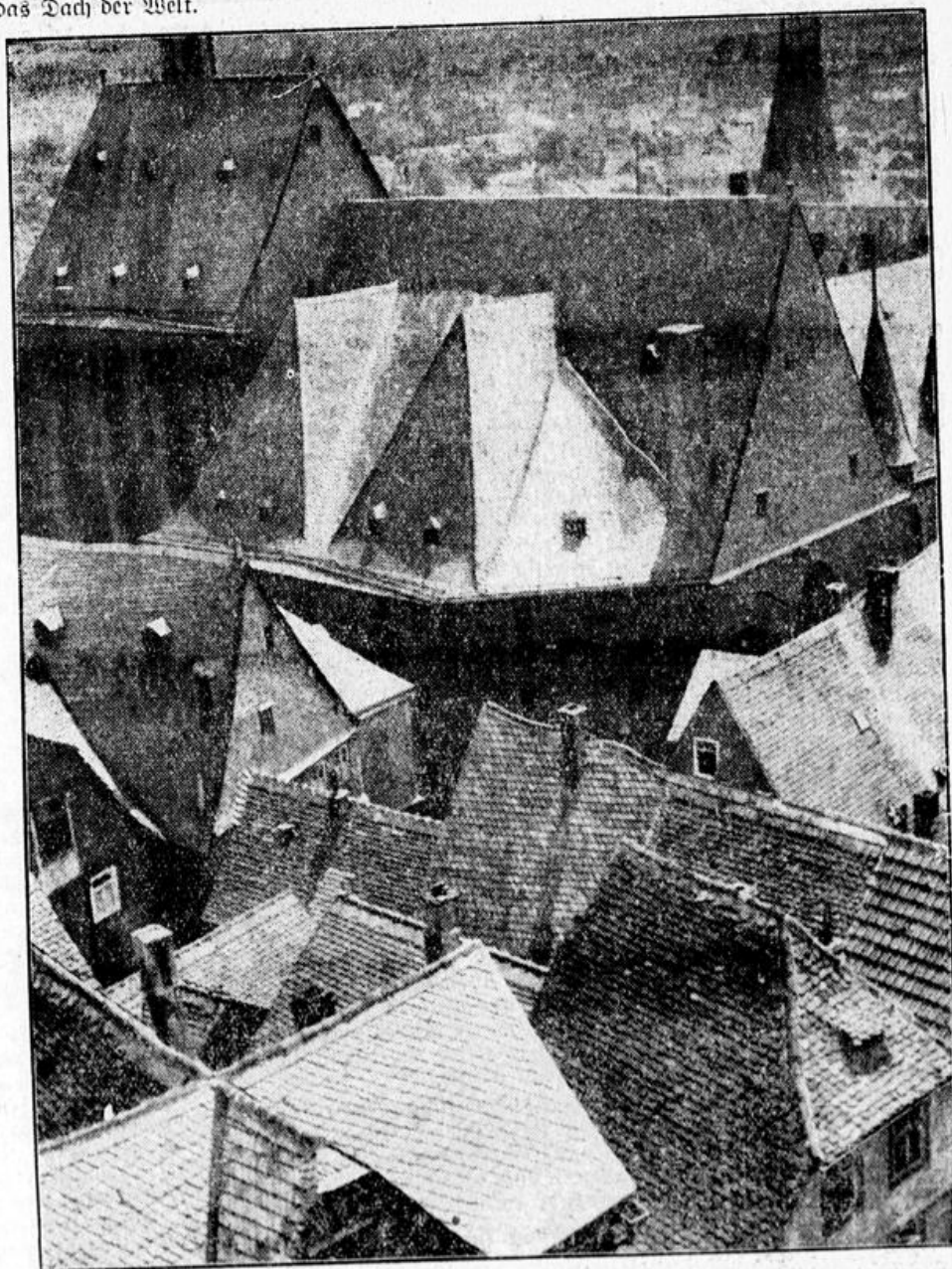
Wenn wir Städtebilder betrachten, ohne daß uns eine Unterschrift verrät, um welche Stadt es sich handelt, so auch ohne Kennzeichnung durch hervorragende Bauwerke, werden wir trotzdem aus unserem Gefühl heraus sagen können: Das ist eine süddeutsche Stadt, das eine norddeutsche, dies eine Siedlung des Westens und jenes eine Oststadt des Ostens. Giebel wie in Rothenburg, Dinkelsbühl, Nordlingen findet man nur in den wunderbaren mittelalterlichen Städten des deutschen Südens. Nicht minder schön, aber ebenso charakteristisch unterschiedlich bietet sich uns die Dächerwelt von Hildesheim, Goslar und anderen Städten des mittelalterlichen Hannover-Westfalen im Norden. Ein jeder weiß, wie die Baukunst der Hanse den Giebeln ihre eigenartigen Formen schenkte. Auch die Dachformenbauten der Mark und des deutschen Ostens bedingten eine dem Baustoff angepasste Form der Dächer.

Wie erstarrt uns eine Landschaft, in der in den Dörfern die roten Ziegeldächer froh aufsteigen, und wenn man auf einer Fahrt durch deutsche Gänge plötzlich nichts als dunkle glänzende Schieferdächer erblickt, kann man gewiß sein, daß man sich im Gebiete der Thüringer Schieferbrüche befindet. Ob Feide, ob Moore, Gebirge oder Flachland, Nord oder Süd, auch dein Haus und dein Dach sind landschaftsbedingte. Sehen wir schon in unserem Vaterlande eine so lebendige Fülle von Unterschieden, so braucht es kaum eines Beweises noch, daß alle Städte der Welt an ihren Dächern zu erkennen sind, die man als die Gesichtszüge einer Stadt bezeichnen darf, sobald es sich um ein Gesamtbild handelt.

Was wir in einem Städtebild als spanisch, orientalistisch, asiatisch oder amerikanisch empfinden, wird uns durch die Dächer übermitteln. Letzten Endes sind auch Türme eine Umformung des Daches, so daß sie in der Charakterisierung eines Städtebildes nur noch die Interpunktion darstellen. Aber auch die gewöhnlichen Dächer allein unterscheiden sich zur Genüge nach den Ländern, die sie mitgeformt haben, und erst der großstädtische Hochhausbau der jüngsten Vergangenheit hat den Dächern ihren nationalen bedingten Charakter genommen. Aber auch das scheint uns nur ein Übergang zu sein, und die städtebaulichen Pläne des neuen Deutschland zielen besonders in den Großstädten darauf hin, einer einheitlichen Charakter zu fügen. Daß dabei das Dach, der Giebel, die Kuppel, die Spitze als Krönung eines jeden Baues eine bestimmende Rolle spielen müssen, ist jedem bewußt, in dem ein Gefühl für wahre Baukultur lebt.

Als ein hervorhebendes und bestimmendes Merkmal hat das Dach auch in unseren Nebenwendungen sich einen gesicherten Platz erworben. Schon in der Bibel heißt es: „Ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst“, und erst was unter „Dach und Dach“ gebracht ist, erscheint uns gesichert. „Steigt du einem aufs Dach“, dann rechnest du gründlich mit ihm ab, und was „die Späßen von allen Dächern pfeifen“, weiß schon jedermann. Die Menschen aber, die zuerst das gewaltigste Gebirgsmassiv der Erde, den Himalaja, erblickten und in ehrfürchtigem Staunen dessen höchste Gipfel in den Himmel rauchen sahen, sprachen: Das ist das Dach der Welt.

So fern wir erkennen, daß es nichts Zufälliges gibt, und charakterlos sind städtebaulich gesehen die Städte, die einen wüsten Mißgeschick von Dächern aufweisen. Geht ein jedes Dach soll seine Eigenart haben und muß zweckentsprechend sein, aber darüber hinaus sei es auch Ausdruck des Volkstums und seiner Geschichte. Darum lieben wir den Blick auf das Giebelmeer einer mittelalterlichen Stadt, weil in ihr so wohlthuend der geschlossene Charakter der Dächer gewahrt wurde, denn die Dächer sind das wahre Antlitz der Städte.



Das andere Gesicht der Stadt

Photo: H. J. v. Eisenhardt-Rothlo

Am Starnberger See.

Von Rudolf Herzog.

Aus Eis und Schnee gebar sich der Frühling. Und in dem Boden, das in Vorzeittagen Gletscher füllten, sammelten sich die Wasser zu einem tiefen See, der im Nördlichen Wärm seinen Abfluß fand. Der Würmsee hieß er, und erst seit das Herrlein Starnberg den Strom der Fremden an sich zog, galt er im Sprachgebrauch als der „Starnberger See“. Über dem Städtlein thront das Bergschloß der alten Bayernherzöge und starrt in versteinertem Stolz auf das Schloß des Berges, dem Starnberg, dem stillen See des weltlichen gewordenen Königs Ludwig II., aus dem er hinüberblickt in die ewige Einmaligkeit. Am 13. Juni 1888 schritt der im Geist Erkrankte, die Fesseln der Lieberwache als Schmach seiner königlichen Würde empfindend, in die Wälder des Sees, und die Kraft des riesigen Mannes überwältigte den furchtlos mit ihm ringenden Leibarzt Dr. Gudden und nahm ihn mit sich auf die letzte Königseise. Ein eiserne Kreuz ragt aus dem Wassergras. Und im Schloß träumen die Erinnerungen an seinen großen Künstlerfreund Richard Wagner dem König nach.

Nein, nicht der Tod ist das Merkmal des Starnberger Sees. Das Leben ist es! Das Leben in all seiner Lieblichkeit. Ein grünes Hügelband umkränzt die weithin schimmernden Gestade, lachende Ortschaften klettern in voller Lebenslust die Hänge hinan, Schloß und Park rufen zu verschwiegener Ruhe. Über den Spiegel des Sees eilen die Dampfschiffe, hüllen die fegenden Boote dahin, und die Röhre der Verliebten lassen sich von den Wellen schaukeln, wie die Wellen es wollen. Die Fischer werfen ihre Netze aus, die Angler ihre Schnüre, und Karpen und Hechte, Lachse und Welse flitzen auf wie das Silber aus unerhöplicher Schatzkammer.

Jede der Ortschaften ringum ein Ausflugsort, jede eine Sommerfrische. Früher

Leoni mit der Rottmannshöhle im Berg und auf dem Berg der Bismarckturm mit der Fernsicht ins Alpenland. Hüben Köpchen, parkbesätet, und im Park das Schloß des weiland Karl Theodor, Herzog in Bayern und der Welt bekannt als Augenarzt der Aemilien. Die wunderschöne Prinzessin Elisabeth von Bayern verlebte ihre Mädchenjahre im Zauber des Parks, bevor sie als Gemahlin Kaiser Franz Josephs I. den überreichen Kaiserthron bestieg, um im Jahre 1898 zu Geni Schönheit und Leben unter dem Dolche eines italienischen Anarchisten zu lassen. Gringoldene Buchenwälder laden weiter nach Garatshausens traumhaften Schloßchen der Fürsten Thurn und Taxis. Aus dem See lugt wie ein königlicher Märchen die Roseninsel, und eine pompejanische Villa verfiel den Eindring der Weltenerne.

Tugging taucht auf mit Kloster, Schloß und Park, von der Illahöhe gekrönt, dem ragendsten Blickpunkt am See. Ein Großer aus dem Buchhandels, Eduard Hallberger, ruht in der Grabkapelle der Illahöhe aus, nahe dem Schloße seines Schwiegeronkels, des Grafen Landberg-Hallberger. Und am

Abendregen

Keller.

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
In den die Abendsonne lacht;
Der Wanderer schritt auf schmalen Wegen
Mit düsterer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
Im Gassen durch den goldnen Strahl;
Er fühlte es kühl auf Haupt ihm sinken
Und sprach mit schauernd süßer Qual:

Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
Sich hoch um meine Sterne zieht,
Den auf dem Pfad, so ich gezogen,
Die heit're Ferne spielen zieht.

Und die mir hier am nächsten stehen,
Und wer mich wohl zu kennen meint,
Sie können selber doch nicht sehen,
Wie er verzehrend ob mir scheint.

So wird, wenn andre Tage kamen,
Die sonnig auf dies Heute sehn,
Um meinen fernern blauen Namen
Des Friedens heller Bogen sehn.

Aus der Vogelperspektive gesehen!

Von Eva Schwanitz.

Wer kennt nicht den lustigen Scherz fast aller Photographen, der meist ein unheimlicher ist: Man hat mit Sorgfalt seinen Apparat aufgebaut, hat alle Feinheiten angewandt, um das geduldige Objekt in die richtige Lage zu bringen und knipst einmal und noch einmal. Das Bild wird entwickelt, der Abzug entsteht, und unser Gesicht zieht sich in die Länge. Freund Müller ist wirklich nicht schlecht getroffen... aber die Hände! Und dieses Schloß sieht direkt süß aus... aber die Feinde! Die Hand wächst aus dem Leib heraus und wird größer und größer, die Feinde sind oben dünn und werden nach den Füßen zu dicker und dicker, so daß der Fuß selber nur noch ein Klumpen ist, der einem fast ins Gesicht springt. Seine Linse hat nicht im richtigen Winkel gesehen, sie hatte die Vogelperspektive erwischt! Nicht ihr nun, was wir unter der Vogelperspektive verstehen sollen, wenn einmal die Rede davon ist? Man sieht alles von unten nach oben; Formen und Linien verwischen und schrumpfen zusammen. Und steht der Apparat „schief“, d. h. sehen wir von unten nach oben im spitzen Winkel, so sind die Linien verzerrt, die Formen gehen auseinander. Es entsteht ein Bild, das nach unseren Begriffen kein Bild ist, ein Herrbild, vielleicht — wenn wir Humor genug haben — eine Karikatur. Auf jeden Fall sehen wir klein, wir sehen falsch. Und wenn wir nun einem von uns den Vorwurf machen müssen, daß er die Welt, die Menschen aus der Vogelperspektive sieht, dann wissen wir, was der Vorwurf bedeutet: Unser Freund macht sich, weil er nicht die richtige Stellung, den zweckmäßigen Abstand zu und von den Dingen findet, ein falsches Bild.

Um noch einmal einen Vergleich heranzuziehen: Es ist wohl keiner unter uns, der nicht schon eine Fliegeraufnahme gesehen hätte, wenn es ihm nicht schon einmal verdonnert war, vom Flugzeug aus die Welt von oben zu betrachten. Jeder ist immer wieder erstaunt ob des allumfassenden Bildes, der Symmetrie der Formen, der Harmonie der Linien. Und jeder ist gefesselt von der ausgleichenden und wärmenden Schönheit des Bildes. Aber lassen wir den Blick etwas länger verweilen, begnügen wir uns nicht mit einem flüchtigen Genuß.

Wie, das Bild gefällt gar nicht mehr? Es treten Konturen aus der Ausgeglichenheit hervor, die Schönheit wird zurückgedrängt von den Runen und Falten, die im Wilde erscheinen?

Ihr habt recht! Auch so ist das Bild nicht richtig. Zwar haben wir aus der Vogelperspektive. So haben es sich die Wesen seit urdenklichen Zeiten gewünscht: keine Verzerrung, keine Verzerrung und Verschmälerung der Linien, nichts zusammengekauert oder verflacht, sondern alles ausgebreitet, leicht zu übersehen und zu ergründen. Ist dieses Bild nicht ideal? Nein — es ist so falsch wie das Bild aus der Vogelperspektive, mag es auch annehmender und vielversprechender sein. Die Vogelperspektive zeigt uns die Welt so, wie sie uns der Schöpfer, so entblühend und grausam wahr, nicht zeigen wollte; denn unser Leben ist auf die Dauer nur in der Menschenperspektive objektiv, nämlich von unserem natur- und gottgegebenen Standpunkt aus. Und wie wir uns hüten sollen, mit dem Blickwinkel des Frosches die Welt zu errörern, so müssen wir auch darauf verzichten, wie ein Vogel zu sehen. Stehen wir in dem uns vorausbestimmten Blickwinkel, dann ist das recht, mag es schön oder häßlich sein, es ist so, wie es der Schöpfer uns zeigen wollte. Aber dann sollen wir auch grenzenlos aufnahmewillig sein!

breiten Kopf des langgestreckten Sees liebte sich Seeshaupt an mit sonnigen Terrassen. Dank dir, du Lieblichkeit. Die Größe steigt auf. Klarer und durchsichtiger wird die Luft. Die Vorberge duden sich wie die Gläubigen vor dem Wunder aller Wunder, und in entschleierter Pracht hebt sich am Horizont das Hochgebirge empor. Wagnmann und Wendelstein, Benediktinerwand und Narwendelgebirge, Herzogshand und Wettersteingebirge mit der Zugspitze als Krone — wahrlich, jetzt erst empfinden wir, was die Schönheit des Starnberger Sees uns zu sagen hat, und wir stehen still und mit gefalteten Händen.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(11. Fortsetzung.)

Abermals machte er den vergeblichen Versuch, Mopanezweigen Feuchtigkeit abzurufen. Er bis sich an den trockenen Farnen die Lippen wund. Das Zahnfleisch blutete, als er von seinen Bemühungen abließ. Mit zitternden Gliedern machte er sich fertig, gab dem Pferde den letzten Rest Wasser aus den Schläuchen und stieg mit den kraftlosen Bewegungen eines Sterbenden in den Sattel.

Abermals begann der Höllenritt. Er saß in einer Art Dämmerschlaf, wobei ihm der Begriff von Zeit und Raum vollständig abhanden kam.

Hoch in den Lüften, über seinem Kopfe, kreiste ein einsamer Geier. Sein Schrei zerrte wie das Triumphgeheul eines Teufels die Stille. Er freiste immerwährend über dem einsamen Reiter, ob dieser nun schnell oder langsam voranmarte. Johnston konnte das Auge von dem Vogel nicht lassen und sah mit abscheulicher Deutlichkeit die Szenen voraus, die sich nach seinem Tode abspielen würden.

Die Zeit verstrich. Johnston war mehr tot als lebendig. Er hielt die Augen wie einer, dem nichts daran liegt, bis in die Hölle zu reiten. Er hatte die Augen geschlossen und bewegte nur dann und wann die Lippen. Sein Gesicht zeigte keine Farbe mehr, als eben dem eingeschrumpften Haupte einer ägyptischen Mumie.

Wie es dann kam, hätte Johnston nachträglich nicht sagen können. Jedenfalls riß er sich zusammen und in seine Augen trat Leben. Ein freudenschrei, mehr ein beissendes Krächzen, entrang sich seinen zersprungenen Lippen. Sein Benehmen war das eines Verrückten und doch gab es keinen Augenblick in seinem Leben, da er weniger verückt gewesen war als gerade jetzt.

Zwanzig Yards vor ihm liefen, dem Auge deutlich sichtbar, Spuren mehrerer Lebewesen durch die rotbraune, niedergedrückte Staub- und Sandmasse.

Johnstons erste Empfindung war die einer unfagbaren Erleichterung. Er hielt sich für gerettet. Er war auf das erste Anzeichen von Leben gestoßen, und wo es solche gibt, ist auch Wasser nicht fern. Das Wasser, von dem alles in der Wüste abhängt. Johnston dankte freudig dem Himmel und sprang aus dem Sattel. Er fühlte keine Schwäche mehr, nur Hoffnung und Mut durchdrangen ihn.

Frederick Johnston näherte sich den Spuren, um sie zu untersuchen.

Ein unsichtbarer Feuerschlag traf ihn, als er sich bückte. Eine Wunde im Sand, in der sich die Spuren der Gliedmaßen eines Pferdes und eines Mannes unterteilt erhalten hatten. Dahinter eine Bodenschwelle aus Granit und Gneis. Ferner vor kurzem behauene Mopanezweige. Alles, ach, so vertraut! Nichtsdestoweniger geeignet, einem Schwachkopf das höchste Verstand zu rauben, das er besitzt. Dies war der Ort, auf dem Frederick Johnston geknien gelagert hatte. Dies war der Ort, wo ihn der Jolly überraschte.

Er war im Kreise geritten und zum Ausgangspunkte zurückgekehrt!

Keine verwunderliche Sache bei einem Mann, dessen Denkfähigkeit die Hitze zerstört und der es aufgab, auf den Stand der Sonne und die einzuschlagende Richtung zu achten.

Johnston stieg auf und gab dem Pferd die Sporen. Er hatte kein Glück damit. Es schien, als ob die Kräfte des Tieres eben noch ausgereicht hätten, den Ausgangspunkt der Irrfahrt zu erreichen — und nicht länger. Mit schlagenden Flanken blieb es wie angewurzelt stehen. Und der entkräftete Reiter konnte kaum noch Gewalt anwenden. Nach vergeblichen Bemühungen in dieser Richtung, flog er tief entmutigt ab. Er setzte sich in den verfluchten Sand, der erschaffen schien, ihn zu töten und beobachtete mit blöden Augen die binställige Gestalt des Pferdes. Es war unmöglich, aus ihm etwas herauszuholen.

Johnston sah an sich herunter. Und trotzdem ihm, nicht lächerlich zumute war, mußte er grinsen. Sein Abasi war vielleicht einmal neu gewesen. „Willeh!“ und „einmal“. Jetzt sah es aus, als ob es von Generationen streifender Vögel getragen worden sei. Die Armele ausgetrennt, die Nähte zerklüftet; die Grundfarbe unkenntlich. Nur die Wassen bemühten sich, einigen Glanz zu bewahren. Und Sand und Staub überall! Er fiel in jeder Falte, in jeder Pore. Er war das notwendige, durch nichts zu vermeidende Übel der Caroo, die er anfüllt vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen, vom unteren Zambesi bis zum Kunene.

Und inmitten des drohenden Glanzes saß Frederick Johnston den grotesken Entschluß, zu Fuß weiterzuwandern. Willeh, so sagte er sich, war ihm das Glück hold.

Aber ihm schrie grell und nervenzerreißend, mit häßlich gelblichgelben Augen ein Geier, der die Minuten zählte, die ihn von der sicheren Beute trennten. Und das Frauen schlich abermals heran, diesmal nicht das Grauen der Nacht, sondern das eines furchtbaren Geschehens.

Derjenige, welcher die Tropen nicht kennt, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, was es heißt, inmitten der glühenden Kalahari Hunger und Durst zu leiden. Er weiß nicht zu beurteilen, was im Innern eines Menschen vorgeht, der den Schrecken der Wüste ausgesetzt ist. Und eben darum war auch Frederick Johnstons

Entschluß grotesk, weil er absolut keine Hoffnung schenkte, sondern ein beschleunigtes Ende versprach.

Johnston brach auf, das Pferd im Stich lassend, und trug die notwendigen Gebrauchsgegenstände in der ledernen Diensttasche an der Hüfte. Zurückschauend fing er einen letzten Blick auf den trostlosen, traurigen Augen des treuen Tieres auf, das seinen Gedanken zu verfallen schien, denn es machte keinen Versuch, ihm zu folgen.

Die Hitze und der Durst waren über alle Beschreibung furchtbar. Der Gaumen verrottete, die Zunge schmolz an und lag gleich einem Klumpen Blei im Rachen. Johnstons Stimmbänder schienen eingetrocknet zu sein, er konnte nichts mehr sagen, brachte nur noch heisere Töne hervor. Die Kehle brannte, wie wenn er Spiritus durch die Gurgel gejagt hätte. Kein Speichel bildete sich mehr; er war versiegt. Es klammerte ihm vor den Augen, er sah nicht mehr deutlich. Rote und grüne Funken tanzten vor seinen Pupillen und verwandelten sich in eine unendliche Schar fliehender Ameisen. In Schwärme deutlicherer Natur. Johnston verfiel ins Delirium. Er sah Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren und nahm andererseits nichts von dem wahr, was um ihn herum vorging. Die Ebene mit den Termittenhügeln und Mopanezweigen verschwamm vor seinen Augen, er sah sie undeutlich verzerrt und konnte ihre Formen nicht mehr unterscheiden. Die Vegetation, einen Tropfen Wasser selbst mit Einfluß des Lebens zu erkaufen, überwältigte ihn. Es war schrecklich! Er konnte an nichts anderes als an das Trinken denken und seine aufgereizte Phantasie zauberte ihm feierliche Seen kristallhellen Wassers vor die Augen. Rindende Palmen und geheimnisvoll rauschende silberglänzende Baumkronen säumten die grünen Ufer. Im dunklen Raube ährten erfrischende Orangen. Doch alles nur Täuschungen der Sinne! Und der Hunger! Er kam erst jetzt so richtig zur Geltung und zog ihm die Eingeweide zusammen, daß sie schrien.

Während dieser Delirien torstellte Frederick durch Staub und Dünen, stolperte über Felsstücke, stürzte, raffte sich wieder auf. Seine Augen glühten, an seinen Mundwinkeln flachte Sand, verflucht rotbrauner Sand. Und Johnston war ein Nichts inmitten der Unendlichkeit einer in Kieselsteinen greifenden Wüste.

Erst als unklammerte Johnstons Hirn. Mit einem raschen Schrei der Verzweiflung brach er schließlich zusammen. Die Sinne schwanden, die Glieder streckten sich kampflos aus, und durch die taubenden Finger rieselte Sand, verflucht rotbrauner Sand.

Als Frederick Johnston zu sich kam, umgab ihn die Nacht. Und sie war schon recht weit vorgeschritten, sandte doch der mittlerweile aufsteigende Mond seinen bleichen Schein über die Dornen der lauernden Kalahari. Ein leichter Windhauch strich von irgendwo herbei, wirbelte kleine Staubwolken empor und brachte die lange vergebens erhoffte Kühlung. Er war es wohl auch, der den einsamen Europäer ins Bewußtsein zurückgerufen hatte. Aber auch er vermochte nicht den Durst zu löschen. Der blieb wie er war: unerbittlich und grausam.

Frederick Johnston war zu schwach, um sich zu erheben oder einen klaren Gedanken zu fassen. Er hob die Augen in den schwarzen Schleier, der in dunstiger Ferne mit Messerschärfe die Linie des weißen Mondlichtes abzeichnet. Wirre Träume umaukelten ihn, aus denen er dann und wann in eine Art Halbschlummer verfiel. Der unsichere Schein der Sterne ästete ihn.

Und wie er so lag, da war es ihm, als bewegten sich die Schatten, die ringsum zwischen sonderbar geformten Dünen und Termittenhügeln lauerten. Diese Schatten aewannen unheimliches Leben und näherten sich ihm. Unwillkürlich ermunterte er sich, spannte die Sinne an. Die Müdigkeit, der Erschöpfungszustand schwand. Was aber sollte sich in der Kalahari ereignen, in der Kalahari, in der selbst das Tierleben ausgetrocknet zu sein schien? Frederick Johnston legte bald seinen Wert mehr auf dieses neue Hirngespinnst.

Nicht aber berührte etwas taubend sein Bein. Und die offenkundige Gefahr stellte Frederick Johnston auf Sehunden her. Er schnellte empor, griff nach dem Karabiner. Und sah.

Eine zwerghafte Gestalt lauerte, vom Mondlicht umflossen, neben ihm. Eine Gestalt von unmenschlicher Höflichkeit. Das runzelige Antlitz eines Affen, die langen, schlendernden Gliedmaßen, und doch ein unbehaarter Körper. Und eine Stimme, die Worte sprach: Enallische Worte, die nicht auf zu verstehen waren, weil sie zwischen den breiten Kinnladen zerlaut wurden, ebe sie das Ohr des Weißen erreichten.

„Ach — Vuchmann“, sagte das G-öpf.

„Oh“, erwiderte Frederick Johnston und zog die Hand vom Karabiner zurück.

„Weißer Mann — sehr krank. Finden nicht Wasser — und doch viel Wasser hier.“

„Oh“, wiederholte Frederick Johnston und sah mit freudbeglänzendem Blick, wie das G-öpf eine Kürbis-kalabasse hob, in der es verheißungsvoll gluckte

15.

Kein Mensch ist unfehlbar. Selbst der Sottentott, der da glaubt, er könne in Bezug auf die Verhältnisse in der Kalahari nie irren, begeht Fehler. Und so geschah es auch ihm, dem Führer des Ochsenwagens, auf dem Alice nach Kasilia reichte.

Freilich hielt er sich nahezu drei Jahrzehnte in dieser Gegend auf, Zeit genug, sie in- und auswendig kennen zu lernen. Aber mit der Kalahari ist das so eine Geschichte. Sie gehört nämlich zu jenen Frieden Erde, die ihr Antlitz von Zeit zu Zeit ändern. Ja, man kann sagen, ihr Aussehen ist jeden Sommer ein anderes. Dort, wo es im Vorjahre wassertröpfende Rans gab, gibt es heuer vielleicht nichts anderes als stinkende, verfaulende Schlammflücker. Und dort, wo im Vorjahre Dünen wanderten, breitet sich möglicherweise heuer ein Teich aus. Das ist nun so und leider nicht zu ändern.

Nim kannte jedenfalls jede Route von Kasilia nach Kaitima und umgekehrt. Er beherrschte die NagerSprachen, die in dem ganzen breiten Raume gesprochen wurden, zum mindesten nordwärts. Und er kannte auch die Rans, wenn ihm Gedeihen geboten wurde, am Ende der Regenzeit eine Kette durch die Caroo zu machen. Was heuer der Fall gewesen war und ihn doch nicht vor einem großen Arrium bewahrte. Er wartete nämlich schon zu lange auf das Wäldchen, und mittlerweile waren die hauptsächlichsten Wasserlöcher ausgetrocknet, was er nun fest aufstellen die unannehmlich empfundene Gedeihen hatte. Man mußte sich zwei Tage lang durch dürres Dornengebüsch, Kelsaerall und losen Sand hindurchwinden, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Diese Tatsache nahmen die Quaschlen aemalst trumm und man mußte einen energischen Protest, ausgedrückt in Arbeitsverweigerung, ihrerseits erwidern, falls es nicht gelang, am dritten Tage ein Pan aufzufressen.

Robn Armistead, der Clerk, nahm dies zum Anlaß, bei Alice Einbruch zu schinden, um deren Wohl er sich sehr besorgt zeigte. Er machte Nim mit lauter, vernünftlicher Stimme energische Vorhaltungen und würde es auch versucht haben, den Diamant auf seiner Haut auszuwickeln, wenn ihm nicht Allices Unwesenheit gewisse Beschränkungen auferlegt hätte. So besann er sich mit einer Serie der schönsten Klischee, die sie das ganze Jahr über bei ihm belästigten, ohne damit etwas an den Verhältnissen ändern zu können. Nim versicherte, er tue sein möglichstes, und man durfte ihm ruhig glauben.

Alice schenkte den Schwierigkeiten, die ihrem Wagenführer und dessen Gehmann erwachsen, weit weniger Aufmerksamkeit, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre. Wir dürfen soan bezweifeln, ob Armisteads klärende Klischee von ihr überhaupt verstanden wurden. Sie war weit mehr niedergedrückt, als sie es sich denken wollte. Erdbeben mußte sie sich fassen, daß dieser heracantene Bandit, dieser Johnston, auf sie einen weit ärgerlichen Eindruck gemacht hatte, als normalerweise auf sie. Freilich hatte das Erdröten nunmehr wenig Ansehn, denn der, dem es galt, war weit fort, oder, nach wahrscheinlicher, tot. Verhängnisvoll in diesem Höllenpfad, den man je nach Bedarf Kalahari oder Caroo nennen durfte.

Gerade das war es aber, was Alice ännste. Sie machte sich Vorwürfe, ihn zu leicht aufzugeben und nicht zu seiner Rettung unternommen zu haben. Sie hätte Nim und Armistead mehr Festigkeit entzuehen sollen. Sie moß sich die Schuld am Tode Johnstons bei Freilich, ganz hinten in einem Winkel des Verzens, hatte sie noch immer, der Vermisste sei allfällig entronnen. Sie wünschte dies inbrünstig, obwohl sie sich sagte, daß keine Wäldlichkeit bekände, ihn je wiederzufinden. Jedenfalls nahmen sie Gedanken solcher Art annehmend in Anspruch, um von jeder anderen Betätigung abzuweichen und die Dinge so laufen zu lassen, wie sie eben liefen. Und diesem Unfande hatte es Nim zu verdanken, daß sie ihm keinerlei Vorwürfe machte, was ihm sicher mehr schmerzte hätte als alle Klischee Armisteads oder gar eine Verktion mit dem gefährdeten Diamant.

Der Wagen trachte reichlich langsam durch die Kalahari. Rans wurden öfter aronnen, doch war niemals etwas anderes drin als Sand und stinkender Schlamm. Was natürlich nicht ausreichte, um dürstige Ochsen zu friedenzustellen.

Genen Mittag lauhte vor ihnen die fable Wüdnis eines Mopanezweides auf, was die Ochsen veranlaßte, ihr Tempo zu beschleunigen. Auch in Nims Brust schien Hoffnung einzuziehen, er knallte veranlagt mit der Peitsche und lehrte der hinter ihm folgenden Alice sein grinsendes, zähnefletschendes Gesicht zu.

„Ach denke, Miffie, unsere Not ist zu Ende“, sagte er und lacht mit dem Peitschenfisel.

„Wie meinst du?“ fragte das aus trübem Nachsinnen geschredte Mädchen.

„Wasser, Miffie, oder ich will nicht fertig werden — da, vor uns.“

„Ach, wirklich?“

Das Kana so gleichgültig, daß sich Nims ochsenfreundliches Gemüt dagegen empörte. Aber was ließ sich da schon viel machen?

„In diesem Wäldchen gab es immer Rans“, erklärte er, „hält doch das Vuchwerk die Feuchtigkeit länger, als der fable Boden der Ebene dies insande ist. Sie werden gewiß verzeihen, Miffie, wenn ich Ihnen ein Gekändnis mache.“

„Ein Gekändnis? Hoffentlich nichts Böses Nim!“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 14. April 1935

Bold muß und will, bold liest und will, Olgeil, das Manisjan Ebnbild.

„Gut, nein!“ kann man da bloß sagen, wenn man etwa einen langen Quatsch auf Wetter und April und so halten wollte; herrlich und gerechtfertigt bläst sich der unpolitische Chronist infolge seiner Weisheit, daß er damals schon drohend den pädagogischen Zeigefinger erhoben hat, als es schon im März so schrecklich schön draußen war, daß wir fast den Strohhut schon aufsetzen wollten; daß wir in den schönen Wochen des März noch lange nicht „laune Schmitze Rades“ waren, daß haben außer dem Chronisten natürlich auch noch andere Leute mehr lange darüber aufhalten, zumal unsere hartgeprüften Leser von diesem weißen Salbadere schon eine ganze Menge haben konsumieren müssen. Aber wir Zeitungsschreiber können uns natürlich solche Ereignisse nicht entgehen lassen, weil wir eben in der gleichen Lage sind, wie der Polstischote Säbelbein, der läßt für Berlin Palate ein. In diesem erschütternden Bericht in Versform — ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen? — steht zum Schluß ein Vers, den man mit einer kleinen Änderung für diesen Fall verwenden kann:

„So geht es einem allemal
Weil Mangel ist an Material!“

Seht, ihr Männer, Frauen und Zeitgenossen, Festgenossen, Schützenbrüder, so ein Wetterchen, wie es in den nun vergangenen 14 Tagen war, das ist gut genug, um eine ganze Seite darüber zu schreiben; wie das kam und so; warum wir uns immer noch keinen Regenschirm mit Freilauf und noch keinen Regennormen mit Wasserprüfung erhandelt haben, obwohl wir solche Sachen gut genug gebrauchen könnten, und den dafür nötigen Geldeinsatz vielleicht auf einen Schlag an Arztrechnungen sparen könnten. Aber machen wir einen Punkt, einen Doppelpunkt gar, hinter solchen Dingen, zumal ich es für sicher halte, daß wir nun endlich das erwartete gute Frühlingswetter bekommen; dann werfen wir auch endlich unsere Frühlingsgefühle wieder in die Zeitung um 17½ Meter Frühlingsgefühle, die sich — infolge der schlechten Bitterung — in ungeheuren Mengen bei uns angelagert haben; 87 Male ist uns schon von den Dichtern und den Nichtdichtern die Freundschaft gesündigt worden, daß wir immer noch nicht das Gedicht „Frühlingsahnen“ a. B. abgedruckt haben; aber das wäre ja zum Lachen, wenn wir etwa am vorigen Samstag oder am Montag ein Frühlingsgedicht abgedruckt hätten. Nicht in die Tüte! Außerdem sind die Themen von richtigen Dichtern viel besser behandelt worden, und es hat eigentlich gar keinen Zweck, immer noch neue zu machen. Aber die Dichter müssen es ja wissen! Ich mache bestimmt keines mehr. Es hat keinen Zweck, und es wird jämmerlich bezahlt. 5 Meter Frühlings erzielte bei den heutigen Marktverhältnissen höchstens 2—3 Mark. Und da soll mir keiner sagen, daß Dichter etwa bid und gutangezogen sein könnten! Es ist sicher ein Jammer; aber es ist so; ich habe die Preise nicht durch Ueberproduktion verbodern und bin unschuldig an diesen Verhältnissen. Aber es ist doch so eine Art von Notwehr, wenn ich den Dichtern aller Epochen und Sorten zurecht, daß sie sich andere Themen wählen sollen. Sie sollen a. B. einmal ein paar gute Gedichte auf die Ehefrau machen; deren gibt es so wenige. Von Bräuten und so gibt es massenweise Gedichte; aber von soliden Ehefrauen, Gattinnen usw. gibt es gar keine. Ein merkwürdiger Mangel, den wir uns doch sicher alle nicht erklären können.

Mit dem Wetter hat das freilich nichts zu tun!

Bekanntnis zum Sommer.

Dieser Tage wollte mir jemand sein nagelneues Fahrrad verkaufen; ich war in einer ungeheuren Verlegenheit, der ich um ein Paar auch unterlegen wäre, wenn mir nicht zufällig eingefallen wäre, daß ein Radfahrer ein glatter Betrug von mir gewesen wäre; denn, was man kauft, das muß man ja auch bezahlen; und dieses hätte ich wahrhaftig nicht vermocht; immerhin aber blieb seit jenem Tage die Forderung, die ungeheure Forderung in meiner Seele zurück: „O, daß Du doch ein Fahrrad hättest!“

Fahrrad ist eine alte Liebe von mir; wir haben früher die großen und kleinen Reifen der Jugend auf dem Fahrrad gemacht, das wir uns lieben oder tauchten und mit dem wir die Gegen, ja sogar die Umgegend abgrasteten und abtrasteten. So was fällt einem ein, wenn da einer kommt und sagt: „Du, ich habe ein ganz neues Fahrrad, das ich wieder verkaufen möchte; ich soll nicht radfahren, hat der Arzt gesagt!“ Außerdem soll das Radfahren gut sein, wenn man nicht zu bid werden will, was ich übrigens nicht für so wichtig halte.

Aber ich wollte eigentlich nicht so persönlich von mir und meiner Sehnsucht nach einem neuen Fahrrad sprechen, da dann die Gefahr bestünde, daß mir die vielen teuren Leser gleich ein paar auf die Redaktion brächten, die ich natürlich dann doch nicht alle annehmen könnte.

Dieser Tage las ich übrigens in einer Zeitung, wie man früher über das Fahrrad gedacht hat; das war noch im Jahre 1899, als eine Kampfbroschüre gegen das Fahrrad erschien; diese Broschüre trug den Titel „Fahrrad und Volksmoral“ und erschien in Berlin-Großlichterfelde-West.

Hier ist ein Abschnitt daraus:

„Das Fahrrad verdirbt die guten Sitten. Es züchtet eine wenig anmutige Spezies weiblichen Amazonentums. Welche auffällige Erscheinung wäre es früher gewesen, einer einzelnen Dame etwa auf einem Reitpferde meilenweit vor den Toren der Stadt auf einsamen Wegen zu begegnen? Zur Zeit ist es schon gar nichts Auffälliges mehr, irgendwo am zehnten oder gar zwanzigsten Kilometerstein vor der Stadt in einem Wirtshaus eine halbmannlich gekleidete junge Amazone ihr Rad anlehnen zu sehen und mit hochrotem Angesicht einen Kognat fordern zu hören. Auf viele ältere Gymnasiasten übt das Radfahren ungewisselhaft einen schlechten Einfluß. Da sie zu viel Zeit auf der Chaussee zubringen, bleiben oft die begabtesten Schüler im Latein und

Griechisch sehr zurück. . . . Nicht zu leugnen ist, daß längst in den breitesten Schichten der nicht radelnden Bevölkerung eine allgemeine Verflüchtigung über das Radfahren herrscht und daß man nicht begreift, warum Gesetzgebung und Polizei diesem Unfug gegenüber eine solche Weitherzigkeit an den Tag legen. . . . Ueberdies ist das Fahrrad ein Mittel zur Dekomposition der Familie und des Anstandes.“

Unvergessliche Geländungsreise.

Der unpolitische Chronist ist seit Langem wieder einmal im Druck; er weiß nicht richtig, was er schreiben soll! Das ist das Schlimmste, was einem überhaupt passieren kann. Und da macht man sich leicht den Vorwurf, daß man vielleicht „betriebsblind“ geworden sein könnte, und daß man die Themen, die „auf der Straße liegen“, garnicht mehr sieht. Gehen wir also einmal und noch einmal durch die Stadt und suchen wir nach Motiven! (Hier muß der Leser sich einen Augenblick vorstellen, wie der unpolitische Chronist materialsuchenderweise durch die Straßen irrt, während er (der Leser) von Weiteit hin- und hergerissen wird.)

Auf dieser Irrfahrt ist er auch einmal eben zum Neuschenberg gegangen, um die so viel besprochenen und beschriebenen Hirsche zu sehen. Diese Tiere haben uns schon Kummer gemacht, ehe wir sie sahen, und zwar deswegen, weil unser eigentlich zum Kriegsbeschäftigung entwandter Mitarbeiter, der die Tiere beschreiben sollte, sich unterwegs gesagt hat, er habe doch schon soviel Hirsche gesehen, daß er deswegen doch nicht ausgerechnet im Regen nach Neuschenberg zu laufen brauche. Dieser „Enobismus“ ist ihm insofern teuer zu stehen gekommen, als er sich infolge mündlicher Unterrichtung hat falsch informiert lassen, dahingehend, daß es ein Hirschpaar (Hirsch und Hirsch) sei, das da nun im Neuschenberg lebt und auf weitere Gesellschaft wartet. Von Neue zerrissen hat unser Kollege diesen Irrtum in der Zeitung berichtigen wollen — Wichtigkeit, nicht wahr? — als eine andere hiesige Zeitung diese Arbeit für uns unternommen hat, so daß wir diese Korrektur nicht mehr vorzunehmen brauchen. Wir benutzen diese Feststellung übrigens gerne, um zu gestehen, daß auf unserer Redaktion mangels Masse keinerlei Jäger und Inhaber von Hochjagden und Jagdscheinen tätig sind, jedoch sind auch meine Kollegen aller Epochen in der Lage, durch Augensehen einen Hirsch von einer Hirschfuh oder einer Hindin unterscheiden zu können.

Der Hirsch (cervus elaphus) selbst ist mir übrigens bei meinem neuerlichen Besuch auf der Stoffsuche im Neuschenberg verborgen geblieben; er scheint eine Aversion gegen mich zu haben, und die hat seinen Grund wahrscheinlich darin, daß wir in der Jugend im Zoologischen Garten einmal einem Hirsch, der brav und bieder im Gatter stand, 4 frische Rahmbonbons auf einmal zu freieren gegeben haben, mit dem Erfolg, daß das arme Tier das Maul garnicht mehr auf bekam. Vielleicht hat sich unsere unverzeihliche Untat unter den Hirschen des Westens rumgesprochen, so daß sie uns nun schneiden. Daß Hirsche keine Bräutinnen mögen und überhaupt nicht mit Süßigkeiten gefüttert werden sollen, das möchte ich als späte Sühne für meine Untat hier noch einmal eindringlich wiederholen.

Es sieht übrigens schon recht wohllich bei Hirsch's im Neuschenberg aus; wenn wir demnächst unseren Osterpaziergang machen, dann wird es „fröhlich“ im Neuschenberg und die Hirsche werden — so erzählen mir glückliche Spaziergänger — sich nicht jieren, sich besichtigen und bewundern zu lassen.

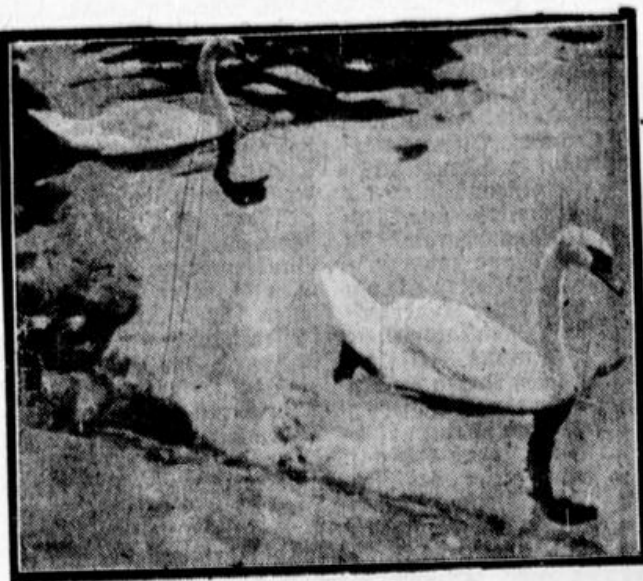
Um aber allen, die sich in solchen Dingen nicht auskennen, vor dem Ruch der Väterlichkeit und der Anprangerung in der Öffentlichkeit zu bewahren, wiederholen wir kurz das Wichtigste aus der Zoologie des Hirschen, das wir — wie so manches — dem Konversationslexikon entnehmen, ein Gefährnis, das mich vor dem Verdacht bewahren soll, ich wäre etwa Jäger und hätte ein Revier, in welchem man etwas lernt. Im Lexikon steht u. a.:

Hirsch! auch Edel- oder Rothirsch, Hölzchen, früher allgemein verbreitetes Wildtier; Geseh wird sich nur beim männlichen Geschlecht. . . . Hirschfuh, das ausgewachsene weibliche Rotwild. . . .

So, nun wissen wir Bescheid, und nun können wir uns nicht mehr vertun, wenn wir nächstens immer und immer wieder zum Neuschenberg gehen.

Ansonsten ist meine Erkundungsfahrt ziemlich erfolglos geblieben; Neusch ist eine verflucht konervative Stadt; daran mag

Schwäne auf dem Stadtgartenweiher.



M.B. Photo.

es auch Regen, daß wir Zeitungsschreiber es hier so schwer haben. Wir wollen ihr deswegen nicht böse sein. —

Goldat der Luft um, Senkender!

Refordere müssen sein; das ist nicht nur im Sport so; wenn auch die Refordsucht überhaupt dem Sport — oft sehr zu Unrecht — in die Schuhe geschoben wird.

Dieser Tage ist man in der Nähe von Paris, in St. Denis; daran gegangen, die Suche nach neuartiger Reford aufzunehmen; man sucht den Mann, der am längsten die Luft anhalten kann. Eine solche Übung ist sicher sehr nützlich, weil wir im Leben ja oft genug aufgefordert werden, die Luft anzuhalten, wenn das auch nicht gerade so gemeint ist, daß dabei die Stoppuhr eine Rolle spielt.

Beim Luftanhalt kann natürlich leicht gepußt werden; um dieses Püßchen zu verhindern, haben die Pariser Refordleute einen jedes Vögeln ausschließenden Trid angewandt, indem die 25 Teilnehmer auf ein gegebenes Kommando den Kopf unter Wasser halten mußten.

Sieger wurde ein junger Mann mit einem geradezu imposanten Brustkorb, der wohl auch erst die Voraussetzung für eine solche Leistung sein kann, da ein solcher breitbrüstiger Knabe eben einen entsprechenden Vorrat an Luft „tanken“ kann, ehe er untertaucht. Die Höchstleistung betrug 2 Minuten 38,7 Sekunden, und damit wurde ein bestehender amerikanischer Weltrekord nicht unerheblich wie man hört, um mehr als eine halbe Minute geschlagen.

Wir sind sicher, daß besonders großbrüstige Leser schon heute den Versuch machen werden, sich auf diesem Gebiete einmal zu erproben; sollte es zu noch größeren Leistungen reichen, so sind wir bereit, diese zu registrieren. Mangels vorhandener Gelegenheit an Wasserbetten oder Wasserbassin bringen wir hiermit die Badeanstalt in empfehlende Erinnerung. Sollte bei diesen Versuchen einer unserer kostbaren Leser etwa plagen, so lehnen wir schon heute jede Verantwortung ab, da wir uns klar darüber sind, daß die Refordsucht vielleicht den einen oder anderen verleiten könnte, so lange unter Wasser zu bleiben, daß man ihn mit der Angel wieder herausholen müßte. Auf Refordversuche macht man vorher also fngerweise den Schwimmmeister aufmerksam, der entsprechende Maßregeln treffen kann.

Das Museum vom Morrell

hat Ihnen etwas zu zeigen!

Im Museum am Markt ist eine neue Ausstellung von Gemälden eröffnet worden; über ihren Wert haben wir uns schon geäußert. Nicht nur, weil wir es mit Wilhelm Busch halten, der einmal sagt:

„Es wird das größte Lob verdienen,
Wer Farben laßt und malt mit ihnen!“

empfehlen wir den Besuch dieser Schau unseren sicher sehr kunstfreundlichen Lesern, sondern auch deswegen, weil wir gerade die Wander- und Wechsel-Ausstellungen für einen glänzenden Anlaß und für eine freundliche Gelegenheit halten, die Besucher mit dem übrigen Inhalt des Museums am Markt bekannt zu machen.

(Daß dieser einleitende Satz ein bißchen zu groß geraten ist, wolle man dem Chronisten verzeihen; er will sich immer schon bessern.)

Es hört sich bestimmt ein bißchen wigig an, wenn wir immer noch so kühn sind, zu behaupten, daß viele Neusch immer überhaupt noch nicht auch nur ein einziges Mal im Museum gewesen sind, obwohl sich ein solcher Besuch lohnt; Geschichte lernen mag an sich eine trodene Angelegenheit sein, wenn solches Studium immer nur an Zahlen und Beispielen doziert wird, die kein richtiges Leben haben. Hier aber begegnet einem Geschichte der Stadt und damit des Neusch Menschen auf Schritt und Tritt persönlich; wir sind hier in gewissem Sinne in der Wohnstube unserer Stadt und ihrer Menschen, sehen von ihrer vergangenen Not und von ihren Freuden und Reiden, von Belagerung und anderer Vergangenheit, ohne daß uns dabei etwa die Zahlen zu ärgern brauchen, die sonst mit solchem Studium verbunden sind. Das Museum am Markt entläßt keinen, ohne ihn reich zu beschenken, ohne ihn zum Wiederkommen schlicht und selbstverständlich aufzufordern; und kommt man dann erst wieder, wenn auch nur zu flüchtigem Durchgang durch die stillen Räume, dann tut sich einem immer mehr auf von den bunten Fenstern, durch die wir dann staunend und überauscht in das Herz unserer Stadt schauen, das so viele nicht als einen wesentlichen Teil jenes Organismus kennen, den wir so schnell und so eilig einfach „Stadt“ nennen, ohne zu wissen, wie sehr uns diese Stadt erst Deimat wird, wenn wir uns einmal häufiger mit ihr im Museum unterhalten.

Erst dieser Tage las ich noch einmal in einem reizenden Buch, „Badekur des Herzogs“ von Werner Bergengruen (Verlag Breitkopf und Härtel, Leipzig), in dem von Neusch u. a. zu lesen steht:

„Die alte Römerstadt Neusch, Stromufer von Düsseldorf, hat einen merkwürdigen Ruhmestitel, der wenigen nur bekannt ist: um ihre Wälle wurde das gewaltigste Heer aufgezogen, das jemals unter den Vannern des alten Reiches deutscher Nation gegen einen Erzfeind zu Felde zog. Das war vor über 4½ Jahrhunderten, als Karl der Kühne sich halstarrig in die Belagerung von Neusch verbiß und sich ein ganzes Jahr nicht von ihr lösen konnte, obwohl die Schweizer bereits Schlösser und Städte seiner burgundischen Stammlande brandschatzten. Welch ungeheuren Eindruck den Zeitgenossen sein Einbruch in das Reich machte, können wir mit halb ungläubigem Staunen daran ermessen, daß, als Burgund am Niederrhein erschien, selbst Hamburg und Lübeck Luftschauer und Vorkampfbatterien abriffen um etwa andringenden burgundischen Belagerungsstruppen keinen Rückhalt zu lassen. St. Quirinus, der Schutzpatron, rettete endlich das unbezugsene aber zu Tode erschöpfte Neusch, der schwerfällige Koloss der kaiserlichen Erzherrscher wälzte sich rheinab, und der bald beidlose Friede die habsburgische Weltmachtstellung. Es war eine der größten weltgeschichtlichen Schwachpartien, die folgergehalt von Kaiser Friedrich III. gewonnen wurde, dem zähen Häuterer mit dem mystischen Glauben an des Erzhauses künftige Größe. . . .“

Machen wir doch auch anläßlich der neuen Kunstaussstellung unserer eigenen, dieser Geschichte im Museum noch einmal einen Besuch.

Diaz

Wunder des Lebens

Mikroben spielen Theater — Was ist ein Augenblick? — Zauber-
künstler Blut — Wissen Sie, was die Knochenbrücke trägt?

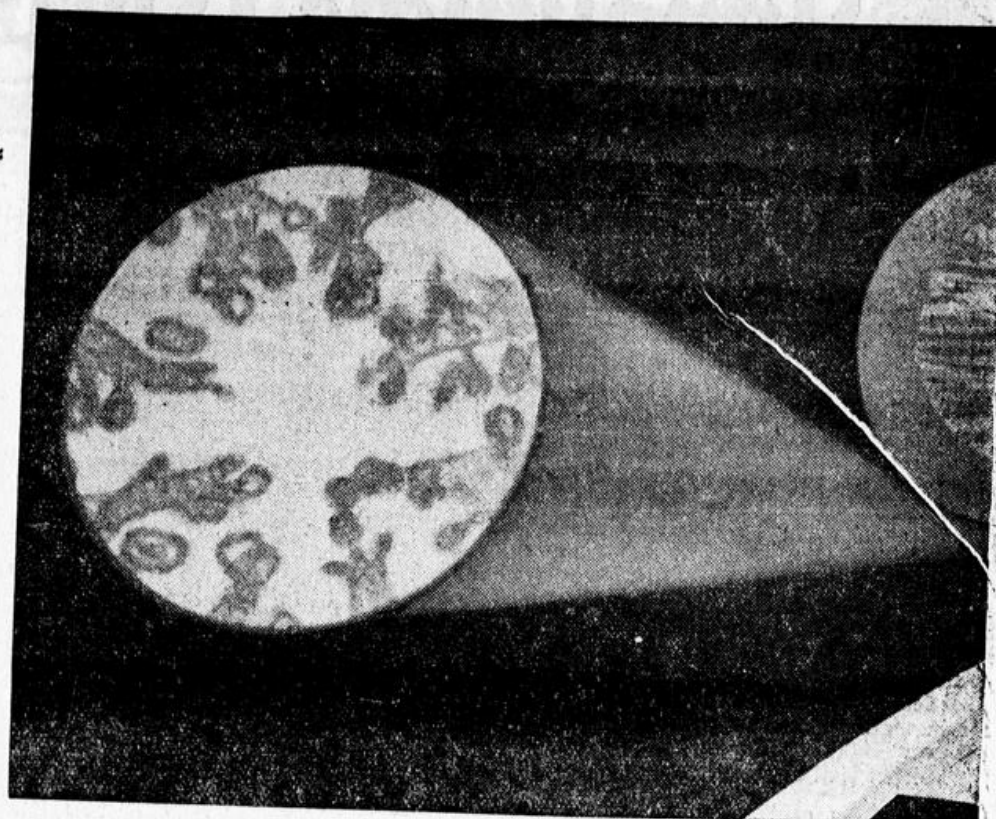
In Berlin ist die Ausstellung „Das Wunder des Lebens“ eröffnet worden. Diese Schau ist einmalig, sei es durch ihre Reichhaltigkeit oder die technische Darstellung, mit der hier das Wunder des eigenen Ich offenbart wird. Was und wie der Mensch ist, wird hier völlig entschlüsselt, jedoch nicht so, daß es Schaubjekt sichlehtin wird. Die Ausstellung erzielt vielmehr zur Ehrfurcht vor der Schöpfung Mensch.

Wunder des Lebens. In jeder Sekunde unseres Daseins begegnen wir ihnen, in allem Schrecken sie uns, immer sind sie gegenwärtig, ob wir sie nun erkennen oder nicht. Sie sind, sich ewig erneuernd, die Träger der Welt. Ihr Atem hält in Werden und Vergehen den Kreislauf der Dinge wach. Eine Ausstellung will jetzt die „Wunder des Lebens“ dem Menschen bewußt machen. Sie vermag nicht, ihre tiefsten Geheimnisse zu entschlüsseln, aber sie kann die Wunder deuten, näherführen und in ihrer Wirksamkeit klarlegen.

Nennen Sie das Mikrovivarium? Nein? Dann lassen Sie sich erzählen. Das Mikrovivarium ist ein richtiges Theater, in dem die Mikroben als handelnde auftreten. Da legt der Biologe sein lebendes Material unter das Mikroskop, projiziert das sich ergebende Bild groß an die Wand, beobachtet es gemeinsam mit dem Zuschauer und erläutert die sich abspielenden Vorgänge. Es gibt viel zu sehen in dieser Welt der Kleinsten, viel, was in enger Beziehung zu uns selbst steht. Da sind zum Beispiel die Bakterien, unsere Feinde und Freunde. Die Gelehrten haben schon über tausend Arten solcher Bazillen festgelegt, die ihr Leben als Einzeltiere fristen. Im Mikrovivarium werden sie aus ihrer Unsichtbarkeit herausgerissen und riesengroß an das Tageslicht gesetzt. Wir sehen, wie sie ausstehen, sich ernähren und sich fortpflanzen. Da sind auch die Strahllinge, die Radiolarien, die sich als Wunderkünstler auf dem Mikrobentheater zeigen werden. Sie benutzen wie geschickte Artisten ihr Skelett bald als Schneckenhaus, bald als Rudenstärkung

oder als Balanceschiff beim Schwimmen. Da geht es lustig zu. Die Strahllinge wissen nicht nur, was oben und unten ist, sie können noch viel mehr. Sie haben auch rhythmisches Bewußtsein und erzeugen die seltsamsten und schönsten Körperformen. Unsere Frauen werden entzückt über die Formschönheit der Ornamente sein, die sie entwickeln, und der Biologe über dem Mikroskop wird sie reizen, füttern, in Bewegung setzen, damit sie zeigen, wie kräftig sie auf Druck, Wärme, Licht reagieren können. Bei den Radiolarien wird es unterhaltsam werden. Viele dieser Tierchen leben in sozialen Kolonien, in denen schon eine einfache Arbeitsteilung bekannt ist und eine gewisse Fürsorge für den Nachwuchs getrieben wird, der nicht eher aus dem Zellenverband entlassen wird, bis er eine gewisse Lebensfähigkeit erlangt hat.

So wird sich uns dort der ganze Kreislauf der Natur offenbaren: der Kreis-



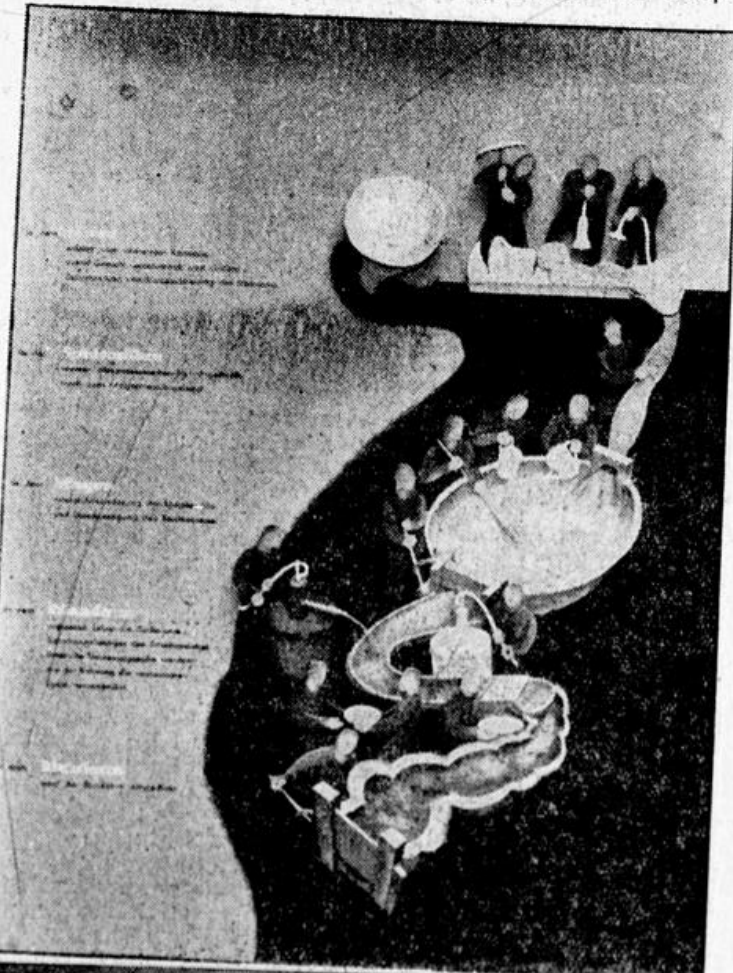
Im Mikro-Kino spielen Mikroben Theater.

vollzieht, bewußt werden. Der Augenaußschlag zählt wie alles, was wir an den Funktionen unseres Körpers, seiner Muskeln und Nerven als selbstverständlich hinnehmen, zu den Wundern unseres Lebens. Eine siebentel Sekunde ist gewiß eine knappe Zeit, und doch ist die Geschwindigkeit eines Augenausschlags nur gering und wird von anderen Bewegungen um ein Vielfaches übertroffen. Im Weltlauf um die Geschwindigkeit innerhalb des menschlichen Körpers machen unsere Nerven allemal das Rennen. Die Geschwindigkeit der Nervenleitung ist nämlich fünfmal schneller, als unsere Augen einen Aufschlag machen können. Ein Reiz auf die Haut wird schon nach einer dreihundertstel Sekunde von der Nervenzentrale im Gehirn aufgezeichnet. Die modernsten ausstellungstechnischen Methoden, die alles so sinnfällig wie möglich zu zeigen versuchen, ermöglichen die Herstellung eines Apparates, der dem Beschauer die Geschwindigkeit der Nervenleitung vor Augen führt.

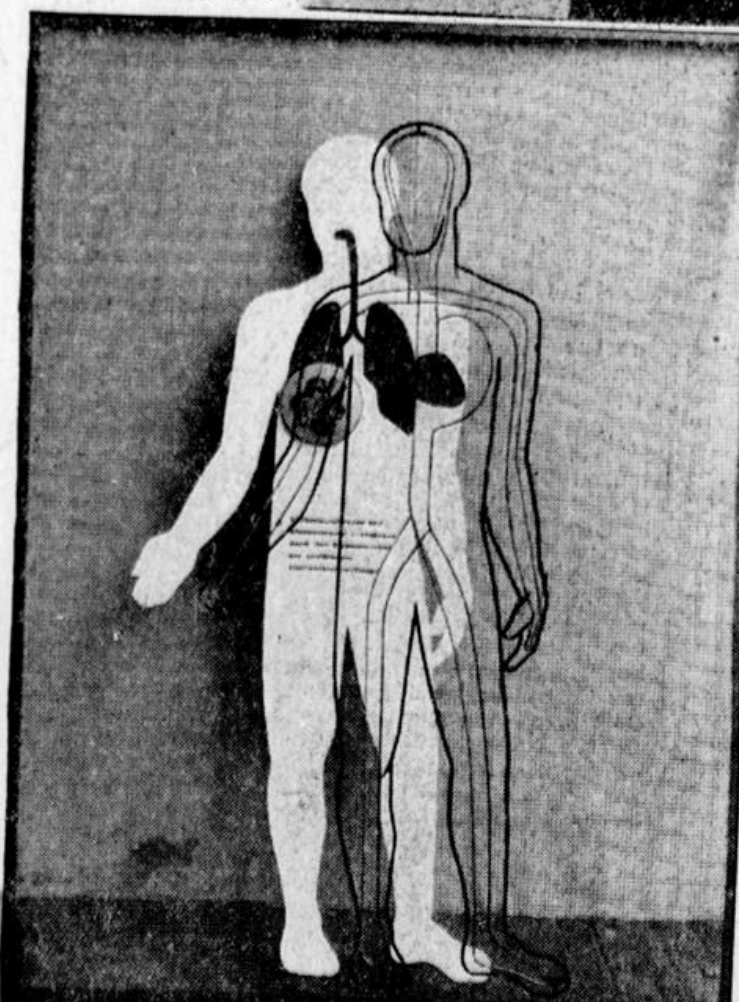
Die modernen Forschungsergebnisse haben die alte Weisheit, nach der Blut ein ganz besonderer Saft ist, bestätigt. Dafür einige Beispiele, die wie Sensationen wirken und doch „nur“ das täglich und wirklich Seiende deutlich machen. Rinn Millionen Blutkörperchen können wir in dem knappen Raum eines Kubikzentimeters unterbringen. Würden wir alle Blutkörperchen unseres Körpers nebeneinander auf der Fläche ausbreiten, so würden sie nicht weniger als 3200 Quadratmeter einnehmen. Würden wir sie jedoch in einer Linie aneinanderreihen, so würden wir ein Band erhalten, das fünfmal die Erde am Äquator umspannt, also 200 000 Kilometer lang ist.

Wenn früher die Forscher vom menschlichen Körper als einem Zellenstaat sprachen, so wissen wir heute, daß dies nur eine halbe Wahrheit ist. Denn hinzu tritt ergänzend die Erkenntnis: Erst das Blut als Trägerin jener geheimnisvollen Stoffe, die wir als Hormone bezeichnen, regelt den sinnvollen Ablauf des Lebens im Zellstaat, im Körper. Doch das Blut ist vor allem auch die Trägerin einer Unzahl roter Blutkörperchen, kleine lebende Zellen, die allen Geweben den nötigen Sauerstoff zuführen. 22 Billionen dieser Zellen durchstreifen ständig den Körper. 3000mal gleiten sie durch die Schlagader des Herzens. Das Herz ist der Motor des Lebens. Sein Stillstand ist gleichbedeutend mit dem Tod. Rubelos folgt Herzschlag auf Herzschlag — rund 30 Milliarden Schläge in unserem Leben. Und trotzdem findet das Herz noch Ruhe und Ruhe zur Erholung. Doch unmerklich kurz ist sein Schlaf. Denn fünfundsiebzigmal schlägt es in der Minute,

fünfundsiebzigmal muß es in dieser Zeit seine Arbeit wieder aufnehmen. Immerhin bleibt ihm aber jedesmal eine sechste Sekunde zwischen zwei Schlägen zur Erholung. So kurz diese Zeit auch ist, so summieren sich diese Pausen doch im Verlauf eines einzigen Tages zu der beträchtlichen Zeit von fünf Stunden, in der das Herz neue Kraft zu neuer Arbeit sammelt. Alle drei Minuten muß das Herz 25 Liter Blut pumpen. Die innerhalb 24 Stunden entwickelte Kraft eines Herzmotors reicht aus, um drei Menschen im Fahrstuhl auf den Funkturm (138 Meter) zu befördern. So groß wie die innere Dynamik unseres Körpers ist auch die Festigkeit seines Gerüsts. Die vier menschlichen Oberarmknochen halten ein Gewicht von 80 Menschen aus. Wissen Sie, was das bedeutet? Daß nämlich jeder dieser schlanken, säulenförmigen Knochen unseres Schtenskeletts die ungeheure Last von etwa 30 Tinentern zu tragen vermag! Ein solches Stützwerk schafft die Natur, das sehr viel leichter wiegt, als ein ebenso starkes Gebilde



Oben: Das Laboratorium Wagen.
Links: Blutkreislauforgane und Atmungsorgane ermöglichen durch ihre Zusammenarbeit den gasförmigen Stoffwechsel im Körper.



frisch hant die felle, bunte Farben erzeugende kleine Alge auf, diese Pflanze gibt wieder Zellen ab, das Tier übernimmt sie — als „Schmarotzer der Pflanze“ sein Leben fristend — und scheidet wieder Zellen aus, die die Pflanze erneut aufnimmt. Diesen Kreislauf auch im kleinsten können uns heute die Mikroskope und Projektionsapparate an die Wand zaubern.

Glücklicherweise hat nicht jeder Augenaußschlag schicksalsschwere Bedeutung. Unsere wachen Augen machen vielmehr in jedem Augenblick einen Aufschlag, ohne daß wir uns dieser rastlosen Arbeitsleistung und der Geschwindigkeit, mit der sie sich



Photos (4): Lambert-Neumann.
Schon den Magen, er ist kein Schwerarbeiter.

aus Stahl, aus viel weicherem Material besteht und doch dieselbe Leistungsfähigkeit besitzt.

Daß diese Knochenzahl beträchtlich sein muß, ergibt schon das Abtaffen des eigenen Körpers. Wenige aber wissen, daß unser erworbener hohe Knochenbau uns die für uns selbstverständliche und doch so komplizierte Bewegung unseres Körpers.

Diesen Einblick in die Natur, in die Feinarbeit des menschlichen Körpers, gibt unter vielem anderen die Berliner Ausstellung „Das Wunder des Lebens“. Die Ausstellung entschlüsselt das Geheimnis des menschlichen Körpers in ausstellungstechnisch hervorragender Form. A. A.

„E“

„Liebest...
berächtigen...
ältere! — W...
abtun. Re...
Wir haben...
die Schre...
Mittelungen...
„Natürlic...
heute tapfer...
sichlosen...
Schritt zu...
Liebesbriefe...
mit ein fle...
bei ist so e...
stopfen in...
bewußten...
in eine ve...
schwarz auf...
sonst nur al...
kommt Al...
sind sehr...
Frauen nu...
haben, als...
machen, ul...
auch mit...
auf ihre...
Barum...
den Herren...
haben sie...
nachst ein...
sehen und...“

Saus

Bestie...
bern, Wän...
und un...
sonst ist...
aber richt...
sehr for...
über eine...
halten, ab...
daß die...
tägliche...
Gegenteil...
sein, dann...
nachbeha...
genommen...
und reiste...
Sparta...
famt; ich...
besondere...
die Jung...
dacht —...
einfach...
nun alle...
locken...
rocher...
Zeevallen...
Sparta...
für gewö...
die ange...
der Roch...
Saus...
Sparta...
einer Ro...
Berli...
nicht rich...
Llanse...
gegeben...
bad von...
Tropien...
Lebung...
und nie...
gewinn...
zum...
bung...“

Sparta

Das

* MODE UND HEIM *

„Er soll Liebesbriefe schreiben!“

Verfuch einer kleinen Ehrenrettung

„Liebesbriefe!“ Man hört eigentlich den verächtlichen Ton, mit dem junge — und auch ältere! — Männer von heute diese Zumutung abtun. Keine Zeit für Liebesbriefe heute! Wir haben das Telefon, den Telegraphen, die Schreibmaschine für zweckdienliche, kurze Mitteilungen — aber Liebesbriefe?

„Natürlich!“ sagt das junge Mädchen von heute tapfer und versucht mit den etwas rüchlichen, langen Beinen des Sportpartners Schritt zu halten. „Natürlich, Unfug, diese Liebesbriefe!“ Und sie denkt dabei vielleicht mit ein klein wenig Traurigkeit: und dabei sind sie so entzückend, richtige Liebesbriefe! Dabei ist es so unvergleichlich schön, mit Herzklopfen in der Brust einen Umschlag mit jener bewußten Schrift zu finden, sich mit dem Brief in eine verschwiegene Ecke zu setzen und schwarz auf weiß zu sehen, was man wohl sonst nur ahnt und andeutungsweise gesagt bekommt. Aber natürlich — Männer von heute sind sehr gegen Liebesbriefe. Und da die Frauen nun einmal keinen anderen Wunsch haben, als es den lieben Männern recht zu machen, nicht nur mit den Beinen, sondern auch mit dem Kopf und Herzen mit ihnen Schritt zu halten, so verzichten also die Frauen auf ihre Liebesbriefe.

Warum eigentlich? Warum machen wir es den Herren der Schöpfung so leicht? Was haben sie eigentlich gegen Liebesbriefe? Zunächst einmal die angeborene Faulheit. Einsetzen und einen ordentlichen sauberen Bogen

vornehmen — ein Brief kann eine Beleidigung sein, und Frauen sind manchmal so komisch! — und eine richtige Anrede finden, vielleicht gar noch Phantasie dabei entfalten müssen. Worte auf Papier setzen, die nicht zu abgebraucht wirken und doch sagen, was sie sagen sollen — ach, du liebe Zeit, wie aufstrengend das alles ist! Da hängt man sich doch lieber an ein Telefon und sagt: „War nett gestern Abend, nicht? Ja, finde ich auch. Also schön — Sie haben doch morgen wieder Zeit? Treffen wir uns also wie gestern um sechs.“

Und neben der Faulheit ist es auch so eine kleine Angst und Vorsicht. Einestheils möchte man sich nicht blamieren und keine überschwenglichen Dinge schreiben, von denen man nicht ganz genau weiß, ob sie nicht ein kleines Lächeln hervorrufen! Oh, das feige, starke Geschlecht! Es könnte ihnen eine Perle aus der Krone fallen, und von der Größe, die darin liegt, mit starkem Gefühl einen anderen Menschen mitzureißen und sich selbst zu verschwenden, davon haben sie in den seltensten Fällen eine Ahnung. Außerdem weiß man nicht, wohin das führt, wenn man schwarz auf weiß irgendwelche Dinge festlegt, nicht wahr? Denn so sind die Männer nun mal: Am liebsten möchten sie eine Lebensversicherung eingehen mit zwei Tausend Rückversicherungsverträgen, auf daß ihnen die Reise durch dieses Leben ganz bestimmt im Kurzwagen gelingen könne...

Nein, liebe Schwefelster, wir wollen sie in diesen wenig schönen Eigenschaften nicht unterfüttern, denn es lohnt sich, sie haben ja zum Glück noch anderes Vorstellbares. Ach, bin dafür: wir besetzen auf Liebesbriefe. Darmungslos! Mögen die lieben Männer ruhig einen unangenehmen Abend zu Hause verbringen, am Federhalter faulen, viele Briefe rauchen und den Inhalt ihres Briefpapierkastens bezimern. Mögen sie nur! Soll ihnen denn alles so leicht gemacht werden? Sollen sie sich nicht auch einmal klar werden über ihre Gefühle und eigene Worte dafür finden? Sollen sie sich nicht auch einmal be-

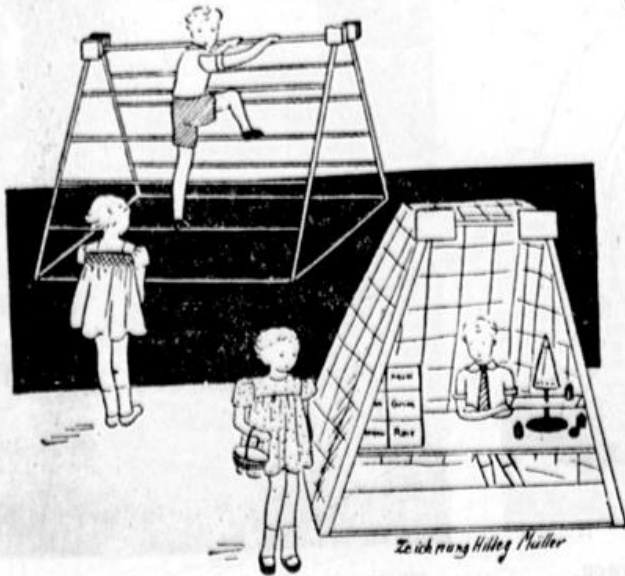
Sausfrauen raten einander

Besteckter und gedrehter Saft an Kleibern, Mänteln, Kostümen wirkt immer ungesund und ungepflegt, so herrlich Sammaterialionst ist. „Austampfen“ heißt dann die Parole, aber richtig austampfen ist eine Kunst! Die sehr sorgfältig gereinigten Samteile werden über einen Topf mit kochendem Wasser gehalten, aber es ist ein weidwetterter Artum, daß die Menge der aufsteigenden heißen Dämpfe hier den Erfolg gewährleistet. Im Gegenteil, das Dämpfen soll rasch und kurz sein, dann wird der Stoff mit weicher Wärme nachbehandelt und erst wieder in Benutzung genommen, wenn er vollkommen ausgetücht und restlos getrocknet ist.

Sparsamkeit ist schon seit langem bekannt; jetzt gibt es aber zwei neue Tugenden, die besonderen Erfolg versprechen. Die eine ist für die Junggeheulen und für den Junggeheulen gedacht — nichts anderes als ein passender Topf, einfaß für den elektrischen Kocher, in dem man nun alle Speisen, Gemüse, Würstchen usw. kochen kann, ohne daß der elektrische Kocher darum an Wert verliert als Gefäß für Teevasser oder dergleichen. Der zweite Sparsamkeit ist ebenfalls ein Einfaß, ein Einfaß für gewöhnliche Aluminiumtopfe, in dem man die angekochten Speisen ganz nach dem Prinzip der Kochkiste gar werden läßt. Für viele junge Hausfrauen wird die Anschaffung dieses Sparsamkeits leichter möglich sein als der Ankauf einer Kochkiste.

Besteckte Wollkleidung, die beim Waschen nicht richtig behandelt wurde und sich nun mit Unansehnlichkeit rächt, muß noch nicht ausgegeben werden. Man kann ein mildes Eisenbad von etwa 28 Grad herstellen und ein paar Tropfen Salzwasser hinzugeben. In dieser Lösung drückt man die Wollstücke leicht auf und nieder und legt sie dann, ohne sie auszuwaschen, zu haben, in der richtigen Form zum Trocknen auf reine Tücher. Viele Kleidung läßt sich auf diese Weise retten.

Das praktische Heim



Eine Kletterleiter für die Kinder

Ein hübsches, praktisches Spielgerät für das Kinderzimmer ist dieses breite, sehr feste und leiterähnliche Gestell, an dem die Kleinen nach Herzenslust herumtoben können, denn die Pfosten sind breit und unten beschwert. Vater kann dieses Gerät mit leichter Mühe selbst zusammenbasteln. Es läßt sich in der verschiedensten Weise aufstellen, breit und hoch, und wenn man Tücher darüberhängt und Bretter einlegt, entstehen urgemütliche Höhlen und Puppenhäuser.

Zeichnung: Hilgert

Das feine Linienkaro im Seidengewebe, im Taft, im Georgette, das breitere Streifenkaro im Jersey, das mächtige, sportliche Flächenkaro im dicken Wolltuch und Tuch — das Karo jedenfalls hat sich die Mode derzeit vollkommen erobert. Sehr hübsch ist der dreiviertel lange, sportliche Mantel mit schräggesetzten Taschen und spitzer Passen — in einer der beiden Farben mit dem Rock und Hut harmonierend. Besonders praktisch ist das karierte Sportkostüm, das aus Rock, Weste mit großen Knöpfen und breitem Ledergürtel sowie kleinem, einfarbigem Cape besteht. Man trägt daraus verschiedene Anzüge — entweder alle drei Teile kombiniert, oder aber Rock mit andersfarbiger Bluse und Cape, auch Rock mit Weste allein oder einfarbigem Rock mit kariertem Weste. Das Karo jedenfalls ist kleidsam und praktisch, es wirkt sehr jugendlich, doch verlangt es — in dieser Größe — nach einer gewissen schlanken Linie.



Launen der Mode

Kariert, die große Mode

mühen, kleine Bärtlichkeiten und Aufmerksamkeit in die Form zu bringen, die die Frau erträgt? Wissen sie denn bloß immer an sich denken?

Und — um es ganz ehrlich zu sagen — sie dürfen ruhig an sich denken, denn die Frau möchte ich sehen, die sich für einen entzückenden Liebesbrief nicht mit einer noch reizenderen Antwort bedankt, nicht wahr? — Und wir — wir können ja Liebesbriefe schreiben, Gott sei Dank!

E. Wiederhausen.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Sitronen von innen und außen.

Aber die gesundenheitlichen Vorteile, die der Genuß von Zitronen — alles mit Maß natürlich! — bietet, sind sich die Frauen heute schon einig Aufbau- und Ergänzungsmittel, wie sie der Organismus braucht, um gesund zu bleiben, enthält die Zitronen; nicht zuletzt aus diesem Grunde reichen wir zu fetten oder salzigen Speisen Zitronenschnitten, damit sie die Gerichte „aufzwickeln“ und dem Magen leichter bekömmlich machen. Jeden Tag ein paar Tropfen Zitronensaft genießen — zum Tee oder zu anderen Speisen —, das garantiert uns schon ein wenig Schönheit — von innen her!

Die ausgepreßten Zitronenhälften gehören neben den Spülstein in der Küche und auf die Waschtischolette. Fortwählig Schmutzstücke verschwinden dank dem Einfluß der Zitronensäure, außerdem desinfiziert sie kleine, unsichtbare Risse und Wunden. Es verleiht sich allerdings von selbst, daß im Anschluß an eine solche gründliche Reinigung die Haut durch reine Seife wieder geschmeidig und luftabgeschlossenen gemacht wird.

Ein kosmetisches Mittel von besonderer Wirksamkeit aber ist Zitronenmilch. Ein kleiner Milchrest, wie er sich in der Kanne findet, wird in flachem Schälchen mit Zitronensaft geschlagen — etwa zwei zu einem Teil. Mit dieser flüssigen Creme bestrich man das Gesicht, nachdem das Haar ordentlich zurückgebunden ist, und läßt sie eine Viertelstunde einwirken, um sie dann mit lauwarmem Wasser und Wattebäuschchen abzuräumen. Die Wirkung ist erstaunlich, die Haut wird klar und weiß durch die Milch, glatt und elastisch durch den Zitronensaft.

Nimmt das Komposit auf den kleinen Teller, der oberhalb des Geschüss zur Tischmitte steht und darf den Teller, bevor man den Kaffee zum Munde führt, in geschickter Reichhöhe aufheben — natürlich niemals zu hoch!

Was vom Teller oder von der Servierplatte fällt, wird ruhig mit dem Löffel oder der Gabel — nicht mit dem Messer — aufgenommen und auf den Teller zurückgelegt. Auch dieses kleine Mißgeschick ist noch kein Anlaß zum Lampenfieber bei Tisch.

Achtung, Hausfrau!

Gerichte für die Karwoche.

Grünkernpudding. Zutaten: 125 Gramm Grünkernmehl, 3 Eiern, 30 bis 40 Gramm Butter, ein halbes Liter Milch, Petersilie, Zwiebeln, Fleischwürste, 4 Eier, Salz und Kapern nach Geschmack.

Der Grünkern wird in Milch langsam weichgekocht — möglichst in der Kochkiste. Dann dünst man Petersilie und Zwiebeln in der Butter, gibt die in Milch geweichten, ausgedrückten Semmel dazu, rührt sie in der Pfanne unter beständigem Rühren, gibt sie in die Schüssel, würzt, rührt die Eier und den Schmelz der Eier und focht den Pudding 1 1/2 Stunden in vorbereiteter Form. Kapern und oder Bechamelsoße ist sehr gut dazu.

Spinat Kartoffel Auflauf. Pellkartoffeln werden abgezogen und in Scheiben geschnitten.

Gepulverter, gewaschener Spinat in Butter nebst einem Eßlöffel Zwiebeln, mit Majoran und Muskat gewürzt gargebacken. Nun gibt man, in eine gebutterte Auflaufform abwechselnd Kartoffelscheiben und Spinat und deckt oben mit Kartoffeln ab, legt Butterflöckchen auf und überstreut mit Möhkraut. Mit und ohne Tomatensoße sehr köstlich.

Zanderfilet in Weissweinsauce. 2 bis 3 Pfund Zander — der Fisch wird am Rücken aufgeschnitten, das Fleisch von den Gräten gelöst und leicht mit Pfeffer eingerieben, dann mit 30 Gramm Butter und etwas Weisswein gedämpft. Inzwischen bereitet man aus weiteren 30 Gramm Butter, geriebenen Zwiebeln, Fleischbrühe und viel Gewürzen nach Geschmack eine dicke Sauce. Vor dem Anrichten gibt man die Fisch-Weissweinsauce an die Sauce, mischt gewogene Petersilie darunter und gießt beim Auftragen die Sauce über die fertigen Fischfilets.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Bild links:
Parade der Tanks — wie vor dem König.
Parade der Tanks auf dem Truppenübungsplatz Aldershot. In allen Truppenteilen der englischen Armee finden Proben für die große Parade anlässlich des bevorstehenden 25jährigen Regierungsjubiläums statt.

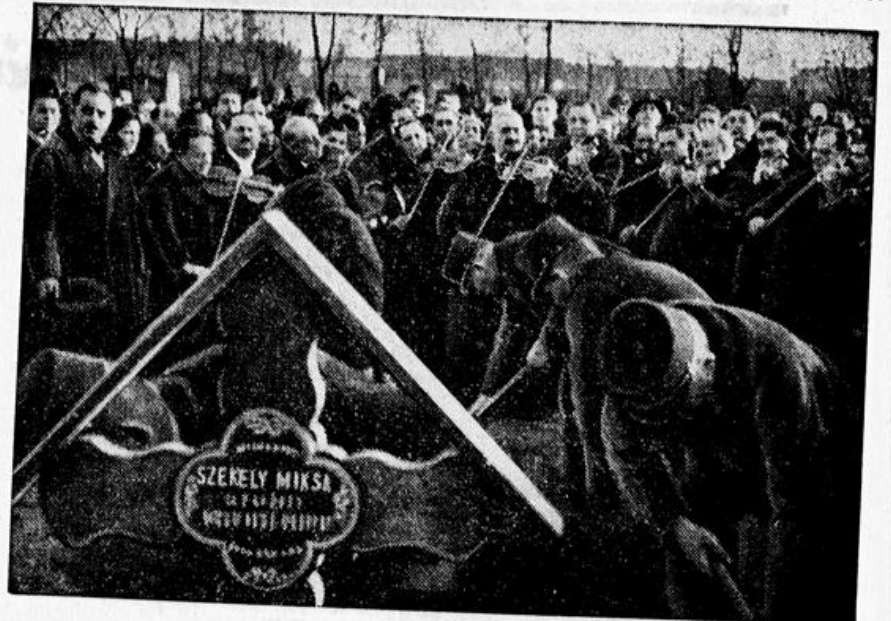


Bild rechts:
Wenn ein Zigeuner-primas begraben wird.
Auf einem Friedhof in Budapest wurde der berühmte ungarische Zigeunerprimas Karol Burza feierlich beigesetzt. Die Zigeuner seiner Kapelle spielen auf ihren Geigen am offenen Grab das Lieblingslied ihres Meisters.



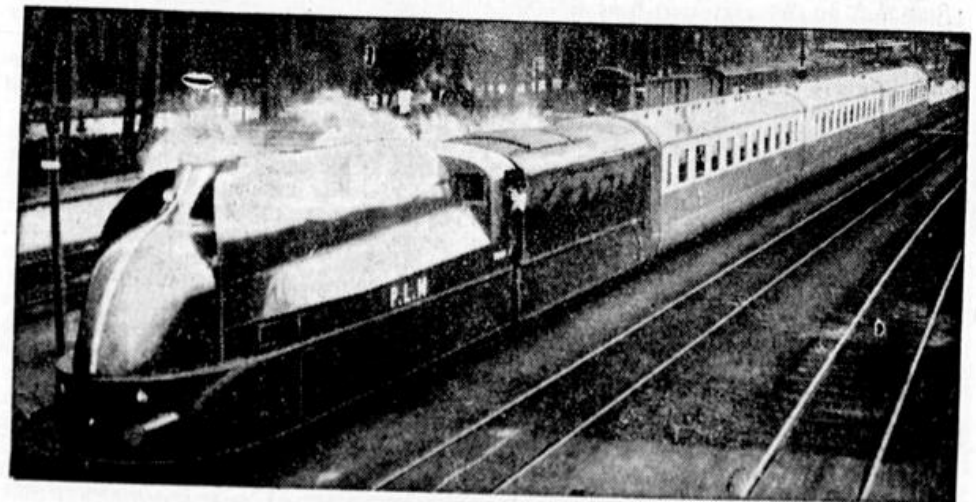
General Ludendorffs Ehrentag.
In seinem Landhaus in Lützen stand General Ludendorff an seinem 70. Geburtstag im Mittelpunkt zahlreicher Ehrungen. General Ludendorff begibt sich in Begleitung des Reichswehrministers Generaloberst von Blomberg (rechts) und des Chefs der Presseleitung, General der Artillerie Freiherr von Fritsch, vom Landhaus zur Wiese, auf der die Ehrentrompete Aufstellung genommen hatte.



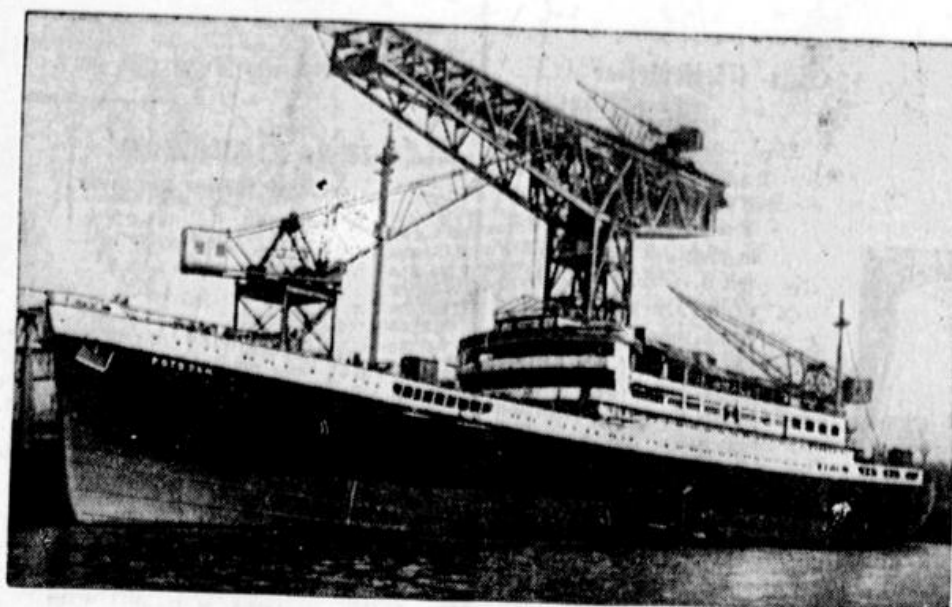
Die deutschen Reiteroffiziere für das Reitturnier in Nizza.
Die deutsche Mannschaft für das große französische Reitturnier, das vom 14. bis 25. April in Nizza stattfindet. Von links nach rechts: Oberleutnant Kurt Gasse; Oberleutnant Schludum; Oberleutnant Freiherr von Waldenfels, der Mannschaftsführer; Rittmeister Womm; Rittmeister Gasse; Oberleutnant Brandt. An dem großen turnier-sportlichen Ereignis beteiligen sich elf Nationen.



Dresdener Kreuzchor blüht auf New York.
Der weltberühmte Dresdener Kreuzchor, der ein Konzertreise durch die Vereinigten Staaten begonnen hat, machte eine Rundfahrt um die Sehenswürdigkeiten der amerikanischen Metropole kennenzulernen. Unser Bild zeigt die Jungen des Anabenchors auf dem Dach des Empire-State-Building im Wolkenkraterviertel. Im Hintergrund sieht man das Chrysler-Building.



Ein neuer französischer Stromlinienzug.
Durch Stromlinienverkleidung der Lokomotive und der Räder zwischen den einzelnen Wagen hat die französische Eisenbahnverwaltung diesen modernen Stromlinienzug geschaffen, der auf seiner ersten Probefahrt zwischen Paris und La Rochelle Mignones eine Geschwindigkeit von 160 Stundenkilometern erreichte.



Schnelldampfer „Votsdam“ geht seiner Vollenendung entgegen.
Der neue Schnelldampfer „Votsdam“ des Lloyd-Ostafien-Expressdienstes am Auslieferungstakt der Werft Blohm und Voß in Hamburg.
Bild links:
Die erste Gartenarbeit.
Auch das kleine Töchterchen darf beim Blumenpflanzen mithelfen.



Eine junge, erfolgreiche Komponistin.
Grete von Rietz, deren „Rogellieder“-Gesänge für Koloratur Sopran, Soloflöte und Orchester von der Dresdener Staatsoper zur Aufführung angenommen wurden.



a. vom 14. bis
Halle; Ober-
schaftsleiter;
offen turnier-



en den ein-
und Voreck



omponistin.
gellieber". Ge-
e und Orchester
Uraufführung

Spielplatz der Jugend

Ihr spielt Schifferklavier...? — Recht so!

Von Harry Schred.

Tja, also gewiß: vielleicht kommt uns Erwachsenen das nur so vor. Aber immerhin: falls wir grade mal vorbeigehen, wenn ihr so ganz unter euch seid und Lust auf ein bißchen Musik habt, dann — ja, dann scheint es uns zu weiten, daß ihr da seit einiger Zeit ein paar neue Freundschaften geschlossen hättet, und zwar vor allem die Freundschaft mit dem Schifferklavier... Oder sollte es wirklich ein Zufall sein, daß wir euch jetzt so häufig mit so einem strammen Ding aus Abornholz, Zäunholz und Perlmuttschnecken sehen?

Doch nein — so ganz ohne Grund tut ihr das wohl sicherlich nicht!



Und zweifellos schleppt ihr es kaum zuletzt darum mit euch herum: Weil es offenbar überall und allenthalben hinpaßt, wo man gut ausgelegt ist und einen forschenden Marsch oder ein hübsches Volkslied mitzählen möchte. Zumal falls man weiß, daß es sich nie lustiger über die Landstraßen hinmarschieren und daß es im Heim nie verträglicher zuhört, als wenn irgend jemand dabei ist, der sich auf dieses Gerät versteht und seinen Kameraden ein bißchen was vorspielen kann. So wie es grade aus den Jungklappen klappt...

Sofort es eben nur flott und bestig und nicht allzu leise klingt!

Nun, und wenn wir das so hören, dann verstehen wir euch nur zu gut. Und ist es bloß darum, weil wir damals, als wir noch in eurem Alter waren, nichts lieber gehabt hätten als solch ein Schifferklavier, wie es die Männer besaßen, die auf den Vorplanten der Sprezillen zu Hause waren. Oder wie es den Zimmerleuten gehörte, die es sich von irgendwoher mitgebracht hatten. Und weil wir schon damals herausmerkten, daß hier etwas aufklang, was gradenwegs aus dem Volke kam und somit auch uns selbst etwas angehen mußte.

Obwohl es uns grade eben darum nichts angehen sollte und durfte!

Denn wir lebten ja damals noch in einer höchst merkwürdigen Welt. In einer Welt nämlich, in der es jene Aufgänge gab, die angeblich bloß für Herrschaften da waren, und jene besseren Stände, die etwas auf sich blickten. So daß es eigentlich ganz selbstverständlich schien, wenn man uns vor ein Pianoforte oder sonst ein sehr standesgemäßes Instrument schob. Anstatt es uns als rechten Dingen selbst freizugeben, ob wir uns lieber mit der Geige, dem Cello oder der Mundharmonika einlassen wollten. Um von dem derb-strammen Schifferklavier schon gar nicht zu reden!

Tja, und schon darum denken wir oft, daß ihr es heute besser habt. Denn nicht nur wir, die wir damals zu unserem Leidwesen keine Mundharmonika besaßen, finden es richtig, daß ihr wieder den Weg zu einer Musik sucht, die herzlich und volkstümlich veranlagt ist und zu alledem nicht weniger notwendig ist als alles das, was man so zu Hause vom Notenblatt spielt. Sondern sogar die Zeit selber ist dafür! Weil sie dafür ist, daß ihr frische und lustige Märsche werdet, die heilig ins Leben hineinmarschieren.

Und weil sie will, daß ihr nicht allzuviel im Zimmer herumhockt.

Statt euch, so oft das nur angeht, im Lande umzutun und zu wandern! Was man, wie man das ja nicht umsonst bei den Sprezillenklavieren und den Zimmermannsgesellen sieht, am besten mit so einem Ding am Federriemen tut. Zumal, da man gerade beim Marsch des Schifferklaviers wie von selbst darauf kommt, daß der Leben straff und beherzt, hemdsärmelig und ohne viel Federlesens gelebt werden muß und alles, aber nur keine Kopfhörerei gebrauchen kann, wenn es sich darum dreht, als Kamerad mit Kameraden Tritts zu halten. So wie ihr das dann eurer Volksmusik nun schon längst herausgeholt!

Oder... hm, oder wißt ihr am Ende nicht mal, daß ihr es besser habt? Nun denn... das macht auch nichts! Man muß nicht alles wissen! Kostet man nur so wie ihr heute, das Richtige tut: Ihr spielt Schifferklavier...? — Recht so!

Allerlei Basteleien

Der Vogel im alten Hut...

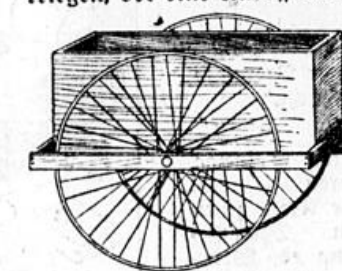
Der alte Strohhut, der doch nicht mehr gebraucht wird und in der Kumpelskammer nur im Wege ist, kann noch einen nützlichen Zweck erfüllen. Seht einmal, wie



geschickt er auf dem Bilde als Kistkasten für eine Mause verwendet wurde! In die Mitte des Hutes wird ein Loch geschitten, das dem Vögelchen als Haustür dient. Damit die Tür nicht unordentlich aussieht, ist sie zweckmäßig mit etwas dicken Band einzufassen. Ein kleines Dach schließt vor Regen, dem der Hut allein nicht standhalten würde. An einen Baumstamm oder die Hauswand genagelt, wird die Kistkasten leicht gern in Anspruch genommen werden, wenn bräunliche Stare und Meisen in der Nähe sind. Vorsicht aber, daß keine Kage daran laßt!

Ohne Achse...

Leicht kommt man zu den nicht mehr benutzten Rädern eines alten Fahrrades, leicht ist es auch, einen Kasten zu kriegen, der eine Karosserie abgeben könnte. Schwierig ist



es nur, daraus einen ordentlichen Wagen zu bauen, denn die Achse einzuarbeiten, erfordert allerlei Mühe und Umstände. Darum zeige ich euch heute die Zeichnung eines einfallsreichen Wagens, der einen Wagen ohne Achse baute. Jedes Rad ist für sich drehbar an der inneren Seite einer Kiste befestigt. Vielleicht versucht ihr einmal, ob ihr mit dem Modell fertig werdet?

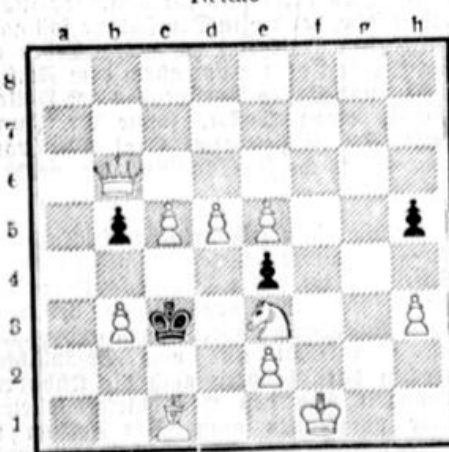
Amerikanischer Humor.

Auf dem Broadway in New York steht ein langer Kerkel, eine riesige, lieblich duftende Zigarre zwischen den Stokkähnen, vor einem ungeheuren Volksverkehr.

Kommt ein Zerkierer angeschlängelt:
„Oh, Mister — schöne Zigarre!“
„Ja.“
„Muß sehr teuer sein?“
„Ja.“
„Rauchen Sie viele solcher teuren Zigarren?“
„Jehn Stück pro Tag.“
„Ob — Mister — denken Sie mal, was das für Dollar kostet. Wer weiß — wenn Sie es sich verkneifen würden, so viele teure Zigarren zu rauchen, könnte vielleicht der Volksverkehr, vor dem wir hier stehen, Ihr Eigentum sein!“
„Mann“, grinst der lange Kerkel, „wenn er nicht mein Eigentum wäre, könnte ich die teuren Zigarren gar nicht rauchen!“

Schachaufgabe

Netzke



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 14 Figuren Weiß (zehn Figuren): König f 1, Dame b 6, Läufer e 1, Springer e 3, Bauer b 3, c 3, d 3, e 3, e 2, h 3. — Schwarz (vier Figuren): König e 3, Bauer b 5, e 4, h 5.

Mühsel mit Hindernissen.

Eine fleißige Hausfrau war emsig mit Platten beschäftigt, um diese Arbeit noch vor der Heimkehr ihres Mannes zu beenden. Dabei freute sie sich über das neue elektrische Platten, das sie zu Weihnachten von ihrem Mann bekommen hatte. Als und zu sah sie nach dem Kochherd, auf dem die Kartoffeln brodelten. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß in fünf Minuten ihr Gatte da sein würde, denn er war immer sehr pünktlich.

Plötzlich puffte der Kochherd, und als sie nachsah, war die Flamme unter dem Kochtopf ausgegangen. Sie drehte den Hahn zu und versuchte, nachdem sie ihn wieder geöffnet hatte, die Flamme von neuem anzuzünden. Später erfuhr sie, daß das Hauptgasrohr in der Nachbarschaft geplatzt und infolgedessen vom Gas-

werk die Zufuhr abgesperrt worden war. Zum Glück waren die Kartoffeln schon hinreichend gargekocht. Sie aß sie ab und kann dann nach wie sie die Kartoffeln dampfen und dann ihr Mühsel fertigstellen konnte.

Die Sache war nicht so einfach, denn außer dem Kochherd war in der kleinen Wohnung keine Kochgelegenheit vorhanden. Auch ein Spiritusofen stand ihr nicht zur Verfügung.

Als gleich darauf ihr Gatte die Wohnung betrat, mußte er laut über seine Frau lachen, die gerade die kleine Aluminiumbratpfanne in der Hand hielt und Mühsel machte. Die Art, wie sie sich geballt hatte, sagte, daß die junge Hausfrau nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen war.

Was hatte sie gemacht?

Silbenrätsel.

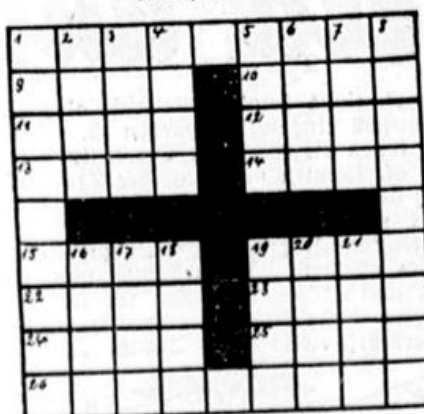
a — ar — uuf — del — thro — dam — drei — e — ed — ei — ei — ei — ein — el — er — held — t — if — jau — fa — laut — le — len — lor — mer — na — mit — nus — ra — ri — riet — sad — sard — schel — si — son — sia — ten — tos — tou — u — 31 — 30

Aus vorstehenden 43 Silben wolle man 18 Wörter mit folgender Bedeutung bilden:

1. Stadt in Schlefien
2. Küchengerät
3. Hausvogel
4. Ruch in Italien
5. Italienische Landschaft
6. Französische Fälschung
7. Bildbauer
8. Nebenfluß der Elbe
9. Seilplanse
10. Mathematische Figur
11. Biblischer Name
12. Verwandter
13. Andere Bezeichnung für
14. Bettgedächte
15. Fälschung
16. Amerikanische Inselgruppe
17. Ritz
18. Zungenbeuge

Hat man die Wörter richtig abgeleitet, ergeben die ersten und dritten Buchstaben, beide mal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten

- a) Von links nach rechts:
1. Keine Tonware, 9 Schmerz über eine vergangene Zeit, 10 Reizmittel, 11 Vorname einer bekannten Schauspielerin, 12 Weltlicher Personennamen, 13 anderes Wort für Reiter, 14 Verwandter, 15 Landschaft in Zentralasien, 16 Geburtsort, 22 Nebenfluß der Mosel, 23 Gouvernament und Stadt in Rußland, 24 Nebenfluß der Stadt, 25. biblische Person, 26. Dienstordnung.

- b) Von oben nach unten:
1. Hochschullehreramt, 2. Draht- oder Spinnmaschine, 3. Verbrennungsrückstand, 4. Ablauf der Ereignisse, 5. geformtes Stück Brot, 6. Ruch in Sibirien, 7. griechischer Gott, 8. grammatischer Partikel, 16 Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 17 Tierhaut, 18. See in Ähen, 19. Lebensbaum, 20. berühmte italienische Schauspielerin (?), 21. anderes Wort für Schwung.

Hund und K-te.

Ein Hund verfolgt einen Hasen, der 30 Sekunden Vorprung hat. Der Hase springt in der Minute 5mal je zwei Zünstel Meter, der

Hund 70mal je 60 Zentimeter. Wann und wo holt der Hund den Hasen ein? (Zum Ausgangspunkt des Hundes gerechnet.)

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- Lösung: Dame g 3 — f 4
1) ... K d 5 — e 4; 2) S e 4 x d 6 f.
K e 4 x S e 3; 3) D f 4 — d 4 matt.
1) ... d 6 x e 5; 2) e 3 — e 4 f.
K d 5 x e 4; 3) S e 4 — e 3 matt.
1) 2) ... K d 5 — e 6;
3) S e 4 x e 5 matt.
1) ... S e 8 — h 6; 2) D f 4 x d 6 f.
K d 5 — e 4; 3) D d 6 — d 3 matt.
1) ... S h 6 — f 5; 2) D f 4 — d 2 f.
K d 5 — e 5; 3) f 2 — f 4 matt.
1) 2) ... K d 5 — e 4;
3) D d 2 — d 3 matt.
1) 2) ... S f 5 — d 4;
3) D d 2 x S d 4 matt.

Die vergrabene Kassette

Der Beamte schritt das Gelände mit einer Magnetnadel ab, die sofort abgelesen wurde, als er in die Nähe der Kassette kam.

Silbenrätsel

1. Murre, 2. Auerke, 3. Drakon, 4. Salome, 5. Cistern, 6. Schadow, 7. Nist, 8. Komode, 9. David, 10. Zinnagoe, 11. Anquistor, 12. Gada, 13. Amundsen, 14. Leval, 15. Lebat, 16. Clegat.

„Und so sind alle einer wie der andere.“

Kreuzworträtsel

- a) 1. Salamander, 7. Zib, 8. Amis, 9. Gral, 11. Heim, 12. Mit, 13. Riere, 15. Glen, 16. Kuba, 17. Nulls, 18. Ode, 19. Eia, 20. Alle, 22. Oria, 23. Vor, 24. Erzählung.
b) 1. Zerstörte, 2. Art, 3. Marie, 4. Anam, 5. Mit, 6. Rheinsberg, 9. Gera, 10. Bret, 11. Sebe, 12. Hra, 14. Anba, 15. Cule, 17. Alud, 19. Gae, 20. Hra, 21. Lou.

Und heiter die Kunst

In der Münchener Künstlerkneipe „Zur Dachsleier“, dem heutigen Simplicissimus, verlebten neben der Schwabinger Maler- und Zeichnerwelt auch viel bedeutende Schriftsteller, unter ihnen Frank Wedekind und Max Halbe. So gegen Mitternacht pflegten sie streitend ins Lokal zu kommen und stritten dort weiter bis zum grauen Morgen.

Einmal klagte Max Halbe, daß sein kleines Fächchen eins seiner Manuskripte zerrissen hätte.

„Kann sie denn schon lesen?“ fragte ihn Wedekind.

Ein Maler schlug vor, ins Theater zu gehen, um sich das neue Stück von Max Halbe anzusehen.

„Nehmen Sie sich aber Revolver mit, meine Herren“, rief Wedekind vom Nebentisch herüber, „es ist eine so einsame Gegend.“

Bei einer halbschönen Premiere sahen Wedekind und Max Halbe zusammen in einer Loge. Wedekind machte Halbe auf einen Herrn im Parterre aufmerksam, der eingeschlafen war. Eine Woche später sahen sie bei Wedekinds „Marquis von Keith“ abermals in der Loge, und diesmal war es Max Halbe, der Frank Wedekind auf einen schlafenden Herrn im Parterre aufmerksam machte.

Über Wedekind meinte:
„Das ist der Herr aus deiner Premiere, er ist noch immer nicht aufgewacht.“

Wedekind und Halbe stritten so lange, bis sie ernstlich zerstritten waren. Einmal wurde Halbe schwer krank, die Ärzte zweifelten an seinem Auskommen. Den Bemühungen der Freunde gelang es, Wedekind verständlich zu stimmen, er eilte an Halbes Krankenlager und drückte dem Freunde tiefgründig die Hand. Bald darauf besserte sich Halbes Zustand, und einige Wochen später war er genesen. Als er wieder ausging, traf er Wedekind auf der Straße. Er eilte freudig auf ihn zu, um seine Hand zu schütteln. Doch diese Hand zog sich zurück.

„Über Wedekind, wir haben uns doch verlobt!“
„Bitte, keine Sentimentalitäten, Herr Halbe! Verlobt — nur für den Fall des Todes.“

Der pfiffige Strohwitwer.
„Was sehe ich? Du schreibst einen anonymen Liebesbrief?“

„Ja, an die Keilnerin vom „Krokodil“. Jedesmal, wenn sie so einen Brief bekommen hat, gibt's ein besonders reichliches Mittagessen.“

Lustige Ostereier



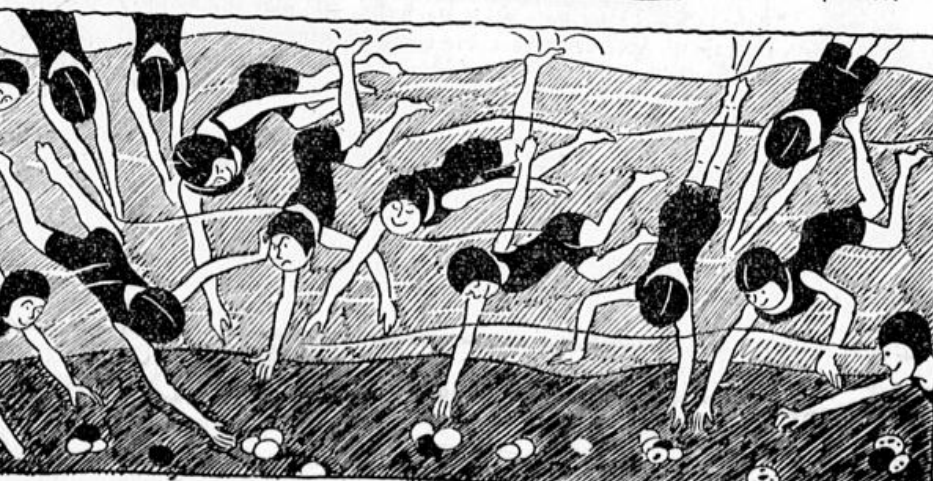
„Wie ist denn dein Osterzeugnis ausgefallen, Fräulein?“ — „Aber Tanti, die Hauptfrage ist doch, daß wir alle gesund sind!“



Händchens Wunschtraum: „Ostereier richtigen Formats“.



Ostern bei ganz feinen Leuten: „Johann, bitte suchen Sie uns jetzt die Ostereier!“



Ostereiersuchen im Schwimmbereich!

Zeichnung Krusch

Zahnbürsten

Im Unterricht fragt der Lehrer die W.C.-Schüler: „Was muß man tun, um die Zähne gesund zu erhalten?“ — Der kleine Karl wird aufgerufen und antwortet: „Man putzt die Zähne!“ — „Richtig!“ sagt der Lehrer, „und zwar wann?“ — „Morgens, mittags und abends!“ — „Richtig!“ und womit putzt man die Zähne?“ — „Mit einer Zahnbürste!“ — „Gut, du kennst eine?“ fragt der Lehrer schließlich. — „Nein!“ antwortet prompt der kleine Karl. — „Guten denn deine Eltern Zahnbürsten?“ — „Nein!“ antwortet der kleine wieder. — „Das ist ja merkwürdig“, sagt der Lehrer, „woher weißt du denn dann überhaupt, was eine Zahnbürste ist?“ — Da stellt der kleine Karl sich aber in Pose: „Das muß ich doch wissen, wir verkaufen doch welche!“ wagt.

Unterschied.

Meister Bachulke: „Was hat mal Frau a' sagt, ich mecht kumma zum Esse oder ich soll kumma? Bist, des is ja a Unterschied. Wann sie sagt, ich mecht kumma, da gib's was Gutes, sagt sie aber, ich soll kumma, hernaach taugt's Presse nit.“

Rinderphilosophie.

Vater: „Weshalb hast du schon wieder Nachbars Fritz durchgeprügelt? Der liebe Gott hat doch gesagt: Liebet eure Feinde!“
Sohn: „Ich liebe ihn ja auch. Aber er wollte mich beim Knicken beschummeln; dafür mußte ich ihn doch verhaßen.“

Rindermund.

Fritschen, als er von einem Besuche bei Onkel Alex, der ein starker Schnupper ist, heimkommt: „Du Mutti, der Onkel Alex ist aber komisch! Der ist ja durch die Nase.“
Mutter: „Ei, Junge, das ist ja nicht möglich.“
Fritschen: „Doch, ich habe ja ein paar-mal gesehen, wie er aus einer Dose Pfeffer nahm und ihn sich in die Nase steckte.“

Vorschlag zur Güte.

„Mutter, gib mir zwanzig Pfennig für Schokolade!“
„Junge, das geht nicht; wir haben heute den 29.“

„So gib mir zehn Pfennig!“
„Geh auch nicht. Aber hier hast du eine Scheibe Blutwurst. Wenn du jetzt die Augen zumachst und denkst, es wäre Schokolade, schmeckt sie fast genau so.“

Druckfehler.

Die Mitglieder des Regellubs „Neun-tier“ versammelten sich am Sonntag ...

Wald Feld und Heide

Tiere im Traum

Auch Tiere träumen. Warum sollte ein junger Hund nicht von einer schönen jungen Hündin träumen können, oder ein Kalb von einer wunderschönen, grünen Weide, wo es hüpfen und springen kann? Viele Beobachtungen bürgen für die Annahme, daß auch Tiere träumen.

Das ist namentlich bei intelligenten Tieren der Fall. Ein Wildmeister beobachtete öfters, daß Spürhunde anscheinend von Jagdzugungen träumten, leises Gebell oder Geheul im Schlaf ausstießen. Ältere Jagdhunde träumen nicht so viel wie junge. Man hat aber beobachtet, daß sie vor einem Jagdausflug, von dem sie Witterung haben, träumen. Ein Hämmerchen im Schlaf läßt darauf schließen, daß sie auch den Alpdruck kennen. Wenn man sie aus solchen schweren Träumen weckt, zeigen sie deutlich durch ihr Verhalten Dummheit und Freude.

Auch Pferde wiehern im Schlaf. Von den Rälbern wird berichtet, daß sie oft im Schlaf den Kopf beben und schütteln, auch im Schlaf blöken. Milchfäbber machen im Schlaf häufig Zauberbewegungen.

Ein Vogelschützer stellte fest, daß Vögel manchmal bei geschlossenen Augen, während ihr Kopf unter dem Flügel liegt, Laute von sich geben, die Krähe und den Körper bewegen; Nachtigallen singen nicht selten im Schlaf, jedoch ganz leise. Wasservogel bewegen im Schlaf die Krähe, als bildeten sie sich ein, zu schwimmen.

Ob es unter den Tieren auch Mond-süchtige gibt, darüber hat man noch keine Beobachtungen machen können, wie auch noch kein Mensch in den Traum eines

Tieres, eines Hundes vielleicht oder einer Nachtigall eingeweiht worden ist. Schade, daß ihnen die Gabe der Vermittlung fehlt, wie oft könnten sie dann ihre Träume erfüllt bekommen. Wenn ein Hund zum Beispiel nachts träumt und morgens durch Streichen mit seinen Pfoten zu verstehen geben möchte: „Wir träumte von einer Leberwurst!“ — Ach, der Mensch ist in solchem Falle kein Traumdeuter, und die Leberwurst bleibt ein — Traum ...

Das Zeitgefühl des Hundes

Hunde brauchen keine Uhr. Sie wissen genau, wann ihr Fressrog erfüllt werden muß und beissen. So werden sie die stöckchen, wenn sie verschlafen haben sollte. Hunde haben ein sehr ausgeprägtes Gefühl für Zeit. Nachstehendes Experiment, das ein Besitzer mit seinem Hunde machte, läßt erkennen, wie sehr auch die Hunde sich nach den Umständen richten. Der Besitzer wohnte in einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner ihre Briefe bei einem Dorfgenossen holen mußten, der den Dienst eines Postmeisters versah. Jeden Morgen lief der Hund zum Postamt, holte die Briefe seines Herrn und brachte sie nach Hause. Sonntags aber war das Tier nicht dazu zu bewegen, diesen Weg zu machen. Man versuchte ihn zum Postamt zu jagen, es half nichts. Er ließ sich nicht zum Karren halten. Er wußte genau, daß es Sonntag war und keine Briefe zu holen waren. Das kuge Tier hatte aus verschiedenen Gründen schon wahrgenommen, daß der Weg am Sonntag überflüssig war. Daß es Sonntag war, merkte es daran, daß es an diesem Tage im Hause seines Herrn anders als an Werktagen zugeht. Vielleicht noch es heute auch

aus der Küche wohliger ... Sonntag-lischer ...

Schmarotzende Frösche

Aber eine bemerkenswerte Beobachtung im Tier- und Pflanzenreich berichtet der amerikanische Naturforscher Andrews. Während eines Aufenthaltes in Nord-Karolina hatte er dort einheimische Reptilien- oder Kriechpflanzen unier-sucht, jene insektenfressenden Gewächse, deren Blüten die Gestalt einer gedachten, schlauchartigen Kanne besitzen, die mit Flüssigkeit gefüllt, eine sehr zweckmäßige Insektenfalle darstellt, da die durch den süßen Duft lockenden Insekten in der Flüssigkeit ertrinken, worauf sie von der Pflanze verdaut werden.

Nun hat sich aber gezeigt, daß sich unter den gebogenen Blättern der Reptilien-pflanzen versteckt fast immer auch kleine Baumfrösche aufhielten, die sich in ihrer gelbgrünen Farbe von den ebenso gefärbten Blättern so gut wie gar nicht abhoben. Bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß sich die Frösche zu einem ganz besonde-ren Zweck an der Pflanze verhielten: sie wollten am Insektenfang der Pflanze teilnehmen und sie einfach ihrer Beute be-rauben. Auf diese Weise kommen sie ohne Mühe zu reichlicher Nahrung, weil die Reptilien viele Insekten anlocken. Wenn sich der Frosch gerade vor das Eingangsloch in der Kanne setzt, braucht er die Tiere nur abzufangen, ehe sie in die Kanne kriechen. Einmal kam es aber auch vor, daß eine Spinne ihr dichtes Netz über die Kanne spannte und so die Frösche von ihr gefangen wurden und sowohl der schmar-rotende Frosch als auch die Reptilien das Nachsehen hatten.

Der Deutsche Falkenorden

Seit zwölf Jahren besteht nun schon in Deutschland der Bund für Naturvogelschutz und -kunde, der die in Deutschland fast ganz erloschene Falknerei zu neuem Leben erweckt, eine Tat, die vor allem dem Falken-meister und Ersten Vorsitzenden des Falken-ordens, Franz Waller, sowie Dr. Jung-claus, Dr. Engelmann, Graf Mensdorf und Graf Korf-Schmising zu verdan-ken ist.

Selbstverständlich arbeitet die Falknerei heute auf andere Ziele hin, als sie es im Mittelalter tat. Der heutige Falkner will den Menschen das schöne Leben der herrlichen Natur näherbringen und zeigen, daß man nicht nur von Schädlichkeit sprechen darf, sondern auch die Schönheit, Schöpfung und den Adel dieser seltenen Tiere anerkennen muß. Der Falkner ist unter den Jägern der Schönheitsfreund, der sich mit unendlicher Geduld und Liebe den Edelaffen zum Freund und Gefährten aneignet. Im neuen Reich findet die Falknerei endlich Verständnis und tatkräftige Unterstützung durch staatliche Organe. Schaulustige gewinnen dem Orden in immer weiterer Maße Freunde und Anhänger. Zahlreiche Jäger aber stehen diesen Bestrebungen noch verständnislos gegen-über, da sie sich viel zu wenig mit der Arbeit des Ordens befassen. Zu diesen schwer Be-lehren gebären vor allem diejenigen, welche am liebsten alle Tiere ausrotten möchten, durch welche Hase und Reh, Nebbuhn und Wildente bedrängt werden könnten.

Das Preussische Jagdgesetz führt laut §§ 27 und 29 vom 18. Juni einen besonde-ren Falkenjagdchein ein, der auf Grund einer Bescheinigung des Deutschen Falken-ordens erteilt wird, wenn aus ihr hervor-geht, daß der Gesuchsteller Mitglied des Deutschen Falkenordens ist und daß gegen die Erteilung des Falkenjagdcheins keine Bedenken bestehen.